

»Erst in der geordneten Welt
beginnt der Dichter.«

Franz Kafka

*Als Dank
an Helga*

Taschenbuchausgabe, 2. Auflage, Weilerswist, 2009

© der Texte: Christian Eschweiler

Herstellung: Rheinische Druck- und Verlagsgesellschaft

Verlag Landpresse
Kölner Str. 58
53919 Weilerswist
Tel.: 0 22 54 / 33 47
Fax: 0 22 54 / 16 02
info@landpresse.de
www.landpresse.de

ISBN 978-3-941037-40-3

Euro 15.-

FRANZ KAFKA und sein Roman-Fragment

DER PROZESS

neu
geordnet
ergänzt
erläutert
von



CHRISTIAN ESCHWEILER

Alle Informationen über die neuesten Essays von Christian Eschweiler finden Sie auf seiner Website:

www.christian-eschweiler.de.vu

insbesondere sei auf folgende dort einsehbare Essays hingewiesen:

- Max Brods folgenschwerer Irrtum
- Kafkas „Prozeß“-Odyssee – Von der Sinnlosigkeit zum Sinn
- Kafkas geistige Welt
- Kafkas wahrhaft kaiserliche Botschaft
- Das Problem der Künstlerbiographie
- Zur Kafka-Biographie von Reiner Stach
- Zur Kafka-Biographie von Peter-André Alt
- Kafkas Selbstbiographie
- Narrenschellen an Walsers Dokortitel

INHALT

An alle Liebhaber von Kafkas Prozess-Roman	7
Die Notwendigkeit einer Neuauflage des Romans	11
Der Irrweg aller bisherigen Veröffentlichungen	13
Der vorgeschlagene Weg zum Verstehen	15
Die alte und die neue Kapitelordnung im Überblick	17
Das thematische Ordnungsgefüge	18

»DER PROZESS«

Verhaftung	21
Gespräch mit Frau Grubach	39
Fräulein Bürstner	45
Die Freundin des Fräulein Bürstner	54
Staatsanwalt	63
Erste Untersuchung	70
Der Prügler	88
Im leeren Sitzungssaal	96
Der Student	103
Die Kanzleien	107
Zu Elsa	123
Kampf mit dem Direktor-Stellvertreter	125
Der Onkel	130
Leni	146
Ein Fragment	153
Im Dom	155
Vor dem Gesetz	173
Advokat	183
Fabrikant	200
Maler	212
Kaufmann Block	240
Kündigung des Advokaten	258
Das Haus	273
Fahrt zur Mutter	279
Ein Traum	283
Ende	286
Der Autor und seine Kafka-Studien	295

AN ALLE LIEBHABER VON KAFKAS PROZESS- ROMAN

Achtzig Jahre nach seiner Erstveröffentlichung 1925 kann der weltberühmte Roman »Der Prozeß« als folgerichtiges und zielstrebiges Handlungsgeschehen gelesen und verstanden werden. Die innere Logik von Kafkas Bilderwelt erfordert eine Neuordnung der bisherigen Kapitelfolge, weist allen in den Anhang verbannten Teilstücken ihren sinnvollen Platz zu und ermöglicht es, den noch nie berücksichtigten Traum Josef K.s in seine Entwicklung einzubeziehen. Der Roman offenbart nun das keineswegs hoffnungslose Weltbild des Dichters, der sich im letzten Satz seiner Tagebücher bewusst ermutigt: »Mehr als Trost ist: Auch du hast Waffen.«

Die vielen bunten Steine sind jetzt zu einem farbig-geordneten Mosaik zusammengefügt. Kafkas Bilder-Welt enthüllt ihren verborgenen Hintergrund als ein sinnvolles Welt-Bild.

An seinem 30. Geburtstag wird sich Josef K. des Rufes und der Verpflichtung seines Geistes bewusst. Plötzlich ereilt ihn der Vorwurf, zwar unbewusst und zielstrebig, selbstbezogen und erfolgreich, aber eben nur unmittelbar seinen bisherigen Weg gegangen zu sein und sein Leben gelebt zu haben. Wieso sollte er dadurch schuldig geworden sein? Was sollte er versäumt oder unterlassen haben und vor wem sollte er sich dafür rechtfertigen und verantworten müssen?

Die Stimme seines Geistes aber ermahnt den Menschen zur »Mitarbeit und Mitverantwortung an der Welt«. Jeder hört diese Stimme, aber ob und wie er ihrer wert ist, das entscheidet über seine Persönlichkeit. Da jedoch niemand seine Aufgabe ganz genau kennt, schreckt er vor der eigenen Sendung zurück. Dadurch aber bekommt er ein schlechtes Gewissen und fühlt sich schuldig. Sein Prozess beginnt und wird ihn bis an sein Lebensende begleiten. Der geistig wachgerüttelte Mensch bleibt ihm verhaftet und muss deshalb sein Verhalten von nun an ständig rechtfertigen und verantworten. Aus diesem Blickwinkel eröffnen sich Josef K. nun alle Möglichkeiten und Grenzen, alle

Gefährdungen und Verirrungen, alle Hilfen und Hoffnungen seines irdischen Daseins. Dabei wird er unentwegt die entscheidende Frage beantworten müssen: Bist du auf dem richtigen Weg? Verhältst du dich dementsprechend? Erkennst du Abwege? Widerstehst du verführerisch-verlockenden Versuchungen? Erfüllst du dein Leben sinnvoll? Erweist du dich als deines Menschseins würdig?

Josef K. muss lernen, sich nicht von Ansehen, Karriere und Erfolg blenden zu lassen, sondern auf Menschlichkeit und Menschenwürde zu achten. Er muss begreifen, dass sinnliches Begehren nur mit persönlicher Achtung gepaart zur Liebe erhebt, während sexuelle Machtlüsternheit den Menschen erniedrigt, ja vertiert. Recht ohne Gerechtigkeit wird zu unmenschlicher Grausamkeit. Angemaßte akademische Hilfe von außen wird zur geschäftstüchtigen Ausbeutung und führt in die Abhängigkeit. Aber gerade Eigenständigkeit, Freiheit und Verantwortlichkeit bleiben die menschliche Auszeichnung und sein allein erstrebenswertes Ziel. Ihm nähert sich der Mensch durch die Kraft seiner Erkenntnis und sein unermüdliches Bemühen, ihr gemäß zu handeln. Wirkliche Kunst erweist sich als Wegweiser, die Menschenwürde ist die selbstgestellte Aufgabe, und im Sinn des Todes findet er den richtungweisenden Sinn eines erfüllten Lebens.

Kafka verstand sein »Schreiben als Form des Gebetes« und die Dichtung als »eine Expedition nach der Wahrheit«. In seinem Prozess-Roman zeigt er umsichtig und überzeugend den gefahrenvollen Weg des Menschen, der sich immer wieder neu bewähren und hellwach behaupten muss und selbst im scheinbaren Scheitern die Gewissheit der Hoffnung nicht verliert.

Erst die sinnvolle Erhellung des verborgenen Hintergrundes lässt Kafkas Roman-Fragment als einzigartiges und wegweisendes Kunstwerk in seiner bleibenden Modernität aufleuchten.

Finsternis verschwindet im Licht

Als Martin Walser in seiner Dissertation vergeblich nach dem Sinn in der Kunst Kafkas geforscht hatte, verkündet er 1952 dieses Ergebnis als die wissenschaftliche Erkenntnis, dass bei dem großen Dichter »der Sinn eigentlich Sinnlosigkeit ist«. Seither ist in der Kafka-Forschung bis heute noch nahezu alles möglich. Man nahm es in dem weltberühmten Prozess-Roman einfach als gewollte Sinnlosigkeit hin, dass der Winter vor dem Herbst einbricht, dass sich der zweite Sonntag vor dem ersten ereignet und dass die Ursache hinter der Wirkung steht. Die Notwendigkeit, hier eine sinnvolle Ordnung zu schaffen, verdrängt noch ein halbes Jahrhundert nach Walsers folgenschwerem Irrtum »Die erste große Kafkabiographie in deutscher Sprache« (S. Fischer) im Jahr 2002 mit der scheinbaren Gewissheit: »Das Problem ist, mit diesem Manuskript, unlösbar.« (S. 539) »Kafkas Process ist ein Monstrum. Nichts ist hier normal, nichts ist einfach. ...Der Befund bleibt stets derselbe. Finsternis, wohin man blickt.« (S. 537)

Die sinnvoll geordnete Neuausgabe des Romans widerlegt diese unhaltbaren Behauptungen, indem sie Kafkas Dichtung als einen großartigen künstlerischen Organismus aufleuchten lässt.

Die bisherige Kafka-Forschung steht vor einer großen Überraschung.

DIE NOTWENDIGKEIT EINER NEUAUSGABE DES ROMANS

Nach dem Tod Franz Kafkas am 3. Juni 1924 und der postumen Erstveröffentlichung seines durch das Endkapitel zwar formal abgeschlossenen, aber vor allem in der zweiten Hälfte unvollendeten Romans »Der Prozeß« begründet dieses Werk noch immer den Weltruhm des Dichters. Die Faszination durch die einzelnen Teile seiner Dichtung hat nicht nachgelassen, und die unmittelbare Anschaulichkeit ihrer Bildersprache zieht jeden Leser in ihren Bann, obwohl ihm die innere Logik dieser dichterischen Welt mit Sicherheit zunächst verborgen bleibt, beziehungsweise nur unsicher geahnt werden kann, aber gerade dadurch auch zu einer unwiderstehlichen Herausforderung wird.

Die unübersehbare Fülle der Deutungsversuche ist ein Beweis für den Reiz, aber ebenfalls für die Schwierigkeit der Aufgabe. Denn bisher konnten weder die einzelnen Episoden noch der Roman als Ganzes in ihrem Sinnzusammenhang überzeugend erkannt und verstanden werden. Die Hauptursache dafür liegt vor allem in der falschen Kapitelfolge. Dadurch sind nicht nur natürliche Zeitabläufe unterbrochen und verdreht, sondern auch Handlungsentwicklungen verstellt oder ganz zerstört. Infolgedessen entsteht oft das Bild undurchdringlicher Dunkelheit und völliger Verwirrung. Kafka aber war überzeugt, dass Schatten die Sonne nicht auslöschen und wirkliche Dichtung erst in einer geordneten Welt beginnt. Seine Kunst ist deshalb Ausdruck und Widerspiegelung eines einzigartigen Kosmos. Mit seinem Prozeß-Roman hat er ihn als einzelne leuchtende Bausteine hinterlassen, die es zu einem farbigen Mosaik zusammzusetzen gilt. Wenn das Bild dabei auch an einigen Stellen nicht ganz eben und vollkommen wird, so bleibt dennoch kein Zweifel an dem großartigen Ordnungsgefüge des Ganzen, in dem jedes Teilstück seinen unverwechselbaren Stellenwert innehat. Der schöpferisch gestaltete, sinnvolle Organismus seiner Kunstwerke läßt Willkür und Zufall bei Kafka nicht zu. Doch erst die

Erhellung des verborgenen Hintergrundes seiner dichterischen Bilderwelt ermöglicht es, ihre innere logische Verknüpfung zu erkennen und deren geistigen Zusammenhang aufzuzeigen.

Der Leser, der den Prozeß-Roman verstehen will, wird nun in der völligen Neuordnung der Kapitelfolge das Handlungsgeschehen erstmals als eine folgerichtige Entwicklung erfahren. Obwohl die meisten Episoden, vor allem aber das Anfangs- und das Endkapitel, abgeschlossen sind, bleiben leider einige Teile fragmentarisch, andere bedürfen der glatteren Einfügung in den Kontext oder sind nur als Entwurf angedeutet, beziehungsweise sogar wieder – wahrscheinlich zur neueren Überarbeitung – gestrichen. Trotzdem zeichnet sich der Gesamtplan klar und durchschaubar ab. Das dem plötzlichen und verwirrenden Aufbruch im ersten Kapitel bewußt entgegengesetzte eindeutige Ziel im letzten Kapitel läßt den dazwischen liegenden Weg als die Stufen einer fortschreitenden Entwicklung erkennen. In dem neu eingefügten vorletzten Kapitel »Ein Traum« wird schon das Verhalten eines Menschen erreicht, der seinen »Prozeß« gewinnt. An ihm orientiert sich Josef K. im Endkapitel. Daher weiß er genau, was seine Pflicht ist, erfüllt sie auch zunächst lange Zeit gewissenhaft, bis er zu guter Letzt dann doch noch versagt. Als Hoffnung bleibt nur die bewußt ausgesparte letzte Nacht.

Kafkas großartiger Roman »Der Prozeß« ist auch als Fragment ein einzigartiges Dokument menschlicher Möglichkeiten und Grenzen. Der Bedrohung des modernen Menschen, in den alltäglichen Gewohnheiten beruflicher und gesellschaftlicher Einbindungen gedankenlos zu verflachen, wird die persönliche Verpflichtung jedes Einzelnen entgegengehalten, die seine unübertragbare Eigenverantwortung anmahnt, sein Leben mit Sinn zu erfüllen und dementsprechend bewußt zu gestalten. Kafka bekennt sich zu diesem höheren Auftrag des Menschen mit seiner richtungweisenden Devise: »Wenn auch keine Erlösung kommt, so will ich doch jeden Augenblick ihrer würdig sein.« (T 249) Die Würde des Menschen und die damit notwendig verbundene Verantwortung sind das erklärte Ziel der Dichtung und der in ihr gestalteten »geordneten Welt« Kafkas.

DER IRRWEG ALLER BISHERIGEN VERÖFFENTLICHUNGEN

Max Brod hat den in einzelne Kapitel zerlegten, unvollendeten Roman seines Freundes nach dem Gefühl geordnet, 1925 herausgegeben und später um die Teile des Anhangs ergänzt. Der von Kafka noch selbst veröffentlichte Traum Josef K.s, dessen Manuskript wohl verlorengegangen, blieb leider bis heute unberücksichtigt. Der sofort einsetzende Weltruhm dieser Dichtung stellte einfach nichts in Frage. Erst 1953 wies Herman Uyttersprot einmal mit Recht auf die widersinnigen Zeitangaben und das Durcheinander der Jahreszeiten hin. Seine Forderung nach der zweckmäßigen Umstellung einzelner Kapitel wurde immer wieder mit Anschlußstellen des Entstehungs-Manuskriptes zurückgewiesen. Aber Kafka zerlegte sein Manuskript doch gerade deshalb, weil er kapitelweise dichtete und die Entstehung einer Episode nichts über deren Stellenwert im Handlungsverlauf aussagt. Die frühe Vollendung des Schlußkapitels ist dafür der überzeugendste Beweis. Das vor allem für die Kritische Ausgabe wiederhergestellte Entstehungs-Manuskript ist für die Reihenfolge der Kapitel und deren Deutung völlig belanglos.

Hans Elema griff 1977 die Argumente Uyttersprot's nochmals auf. Aber da sich beide vor allem auf äußere Daten stützten, vermochten sie nur die Kapitel mit klaren Zeitangaben richtig einzuordnen. Für alle anderen blieben weiter die bisherige Unsicherheit und Verwirrung.

Deshalb macht die Kritische Ausgabe von 1990 leider alles wieder rückgängig. Lediglich das in seinem bisherigen Zusammenhang unhaltbare Kapitel »Die Freundin des Fräulein Bürstner« wird nicht etwa richtig eingeordnet, sondern fälschlicherweise für unvollendet erklärt und in den Anhang verbannt. Die kleine, aber wichtige Episode »Ein Fragment« wird »in der Fassung der Handschrift« nicht einmal mehr erwähnt. Gegenüber Max Brod und seiner »Gefühlsordnung« hat sich seither trotz der berechtigten Zweifel nichts Wesentliches geändert.

Um nun überhaupt keine Fehler zu machen, verzichtet die Historisch-Kritische Ausgabe von 1997 auf jeglichen Ordnungsversuch. Ausnahmslos alle Teilstücke sind einzeln geheftet, fotokopiert und diplomatisch umgeschrieben, aber ungeordnet in einem Schuber zusammengefaßt. Die gesicherte Kafka-Forschung kann endlich beginnen! Vorerst jedoch hat man lediglich »die Teile in seiner Hand, fehlt leider! nur das geistige Band.«

Wie alle Herausgeber und Textphilologen so sind auch alle Biographen Kafkas bisher mit dem Versuch gescheitert, dieses geistige Band in seinem Roman-Fragment aufzuspüren und folgerichtig zu verknüpfen. Es bleibt daher nur der Weg, den Roman von innen her zu erschließen, oder – um es mit den Worten Kafkas zu sagen – die künstlerische Form zu erhellen, damit sich »der verborgene Hintergrund« (J 92) öffnet.

ERGÄNZUNG ZUR TASCHENBUCHAUSGABE 2009:

Inzwischen hat diese Ordnung die vorbehaltlose Zustimmung und Anerkennung einiger Kafka-Kenner gefunden. Einen besonderen Dank schulde ich dabei Hans Paul Fiechter (Kafka-Experte und Autor des Buches »Das Rätsel Kafka«), der - ganz in meinem Sinne - eine Korrektur anregte, der ich sofort zustimmen mußte. Trotz der richtigen Deutung ist die Platzierung des Kapitels „Staatsanwalt“ hinter der „Fräulein-Bürstner-Episode“ überzeugender. Beide Ereignisse lösen in Josef K. die Schuldgefühle aus, die seinen Prozeß begründen und infolgedessen in dem Kapitel „Erste Untersuchung“ beginnen lassen.

C.E.

DER VORGESCHLAGENE WEG ZUM VERSTEHEN

Die gewählte Darbietungsform soll eine Anregung, aber keine verbindliche Leseanleitung sein. Gedacht ist, daß sich der Leser zunächst kapitelweise dem unmittelbaren poetischen Geschehen überläßt. Da es sich dabei immer um in sich geschlossene künstlerische Episoden und Sinneinheiten handelt, wird ihre Wirkung zwangsläufig Fragen aufwerfen, die auf ein nachvollziehbares Verstehen abzielen. Um die eigenen Antworten des Lesers aber zugleich auf einen Prüfstand zu bringen, wird der Begleittext angeboten, der sowohl Hilfestellung als auch Herausforderung bedeuten soll. In dieser Auseinandersetzung wird die Überzeugungskraft der Argumente für eine angemessenere Annäherung an die dichterische Bilderwelt sorgen und damit ein besseres Verständnis der Dichtung gewährleisten, die sich schrittweise bis zum Schluß als der wirklichkeitsnahe Facettenreichtum eines dichterisch durchschauten Ganzen erweisen wird.

Da Kafka die einzelnen Teilstücke seines Roman-Fragments nicht als durchnummerierte Kapitel hinterlassen hat, sondern als meist knapp betitelte Episoden von äußerst unterschiedlicher Länge, wird in dieser Ausgabe der Stellenwert im Sinnzusammenhang die Reihenfolge bestimmen. Dabei werden längere Kapitel als Sinneinheiten gegliedert und mit ihrem entsprechenden Teil-Titel überschrieben. Dadurch entstehen zugleich in sich geschlossene und überschaubare Leseabschnitte.

Im Handlungsgeschehen zeichnen sich fortschreitende Entwicklungen ab, die zum Beispiel einerseits von der zunehmenden Zersetzung der Arbeitskraft K.s im Büro, andererseits von seiner wachsenden Sicherheit im Umgang mit den Forderungen seines Gerichts bestimmt werden. In dieser kontinuierlichen Werteverchiebung zugunsten des Prozesses gründet das entscheidende Kriterium für den Entwicklungsverlauf der

Handlung und damit für die sinnvolle und überzeugende Reihenfolge der einzelnen Sinnabschnitte im Rahmen des Ganzen. – In den umrandeten Stellen des Begleittextes ist die Notwendigkeit der Umstellung und Neueinordnung der Kapitel hervorgehoben und begründet. Zugleich wird in diesen Angaben das Roman-Geschehen als folgerichtiges Handlungskontinuum aufgezeigt und nachgewiesen.

Leider bleiben durch den fragmentarischen Zustand des Manuskripts mitunter belanglose Unebenheiten im Kontinuum des Geschehens. Sie müssen ebenso in Kauf genommen werden wie einige von Kafka selbst gestrichene Stellen, die äußerst aufschlußreiche Erkenntnisse enthalten, aber seinem eigenen hohen künstlerischen Anspruch offenbar noch nicht entsprachen. Wegen ihrer wichtigen Aussagekraft für das Verständnis des Ganzen wurde auf sie nicht verzichtet. Ein sinnvolles und nachvollziehbares Verstehen ist jedoch das erklärte Ziel dieser Neuausgabe.

Bisher beeindruckte der Roman lediglich in seinen einzelnen Teilen, deren Zusammenhang weitgehend im Dunkeln bleiben mußte. Durch die Neuordnung seiner Kapitelfolge erweist er sich nun als das einheitliche Sinngefüge eines großen Kunstwerks.

DIE ALTE UND DIE NEUE KAPITELORDNUNG IM ÜBERBLICK

Die Kapitelfolge aller bisherigen Veröffentlichungen sowie im Anhang die nicht eingeordneten Teilstücke

Verhaftung Gespräch mit Frau Grubach Fräulein Bürstner	= 1. Kap.
Erste Untersuchung	= 2. Kap.
Im leeren Sitzungssaal Der Student Die Kanzleien	= 3. Kap.
Die Freundin des Frl. Bürstner	= 4. Kap.
Der Prügler	= 5. Kap.
Der Onkel Leni	= 6. Kap.
Advokat Fabrikant Maler	= 7. Kap.
Kaufmann Block Kündigung des Advokaten	= 8. Kap.
Im Dom Vor dem Gesetz	= 9. Kap.
Ende	= 10. Kap.

Anhang:

Zu Elsa, Fahrt zur Mutter, Staatsanwalt, Das Haus, Kampf mit dem Direktor-Stellvertreter, Ein Fragment

*In der Kritischen Ausgabe wurde das 4. Kapitel fälschlicherweise für unvollendet erklärt und als »B.s Freundin« in den Anhang verbannt.

Die neue Kapitelfolge aller Romanteile und der noch nie berücksichtigten Erzählung »Ein Traum«. Die Anordnung entspricht den fortschreitenden Sinneinheiten.

Verhaftung Gespräch mit Frau Grubach Fräulein Bürstner Die Freundin des Fräulein Bürstner
Staatsanwalt Erste Untersuchung Der Prügler Im leeren Sitzungssaal Der Student Die Kanzleien Zu Elsa Kampf mit dem Direktor-Stellvertreter Der Onkel Leni Ein Fragment Im Dom Vor dem Gesetz Advokat Fabrikant Maler Kaufmann Block Kündigung des Advokaten Das Haus Fahrt zur Mutter Ein Traum (neu) Ende

Die unterlegten Überschriften kennzeichnen die notwendigen Umstellungen. Die zusätzlich umrandeten Sinnabschnitte wurden bereits von Uyttersprot richtig erkannt und z.T. von Elema bestätigt. Ihre sinnvolle Einordnung wird von der Kritischen Ausgabe jedoch ignoriert.

DAS THEMATISCHE ORDNUNGSGEFÜGE*

- I. Ohne das Bewußtsein der Freiheit und Verantwortung mißlingen das persönliche und das gesellschaftliche Leben
 1. Der Aufruf zu einer bewußten Neubesinnung
– Verhaftung –
 2. Die unbewußten Verfehlungen im unmittelbaren Leben
– Staatsanwalt – Frau Grubach –
 3. Die bedrohte Einheit von Sinnlichkeit und Sinn
– Fräulein Bürstner – Die Freundin des Fräulein Bürstner –
 4. Die Verantwortung des Einzelnen als Bekenntnis zur Menschenwürde
– Erste Untersuchung – Der Prügler –
 5. Das Gericht als Spiegelbild menschlicher Möglichkeiten
– Im leeren Sitzungssaal – Der Student – Die Kanzleien –
 6. Die falschen Hoffnungen und die möglichen Verirrungen
– Der Onkel – Leni – Ein Fragment –

- II. Eine Erfüllung des Lebens gelingt nur der eigenständigen Persönlichkeit
 1. Die freie Entscheidung zum sinnbezogenen Handeln
– Im Dom – Vor dem Gesetz –
 2. Die notwendige Wechselwirkung zwischen richtigem Erkennen und dementsprechendem Handeln
– Advokat – Fabrikant –
 3. Das kulturelle Leben als gesellschaftliche Unterhaltung und Geschäft oder als persönliche Erhebung und Erkenntnis
– Maler –
 4. Die Verpflichtung zur persönlichen Selbstbehauptung gegen Fremdbestimmung und Entmündigung
– Kaufmann Block – Kündigung des Advokaten –
 5. Wege zur sinnvollen Erfüllung des Lebens
– Das Haus – Fahrt zur Mutter –
 6. Der Tod als Hoffnung auf Erlösung oder als endgültige Vernichtung
– Ein Traum – Ende –

* Diese Erkenntnis entspricht der in sich geschlossenen Deutung des Romans in meinem Buch »Kafkas unerkannte Botschaft«.

»DER PROZESS«

Statt bunter Steine
ein farbiges Mosaik

VERHAFTUNG

Jemand mußte Josef K. verleumdet haben, denn ohne daß er etwas Böses getan hätte, wurde er eines Morgens verhaftet. Die Köchin der Frau Grubach, seiner Zimmervermieterin, die ihm jeden Tag gegen acht Uhr früh das Frühstück brachte, kam diesmal nicht. Das war noch niemals geschehen. K. wartete noch ein Weilchen, sah von seinem Kopfkissen aus die alte Frau, die ihm gegenüber wohnte und die ihn mit einer an ihr ganz ungewöhnlichen Neugierde beobachtete, dann aber, gleichzeitig befremdet und hungrig, läutete er. Sofort klopfte es und ein Mann, den er in dieser Wohnung noch niemals gesehen hatte, trat ein. Er war schlank und doch fest gebaut, er trug ein anliegendes schwarzes Kleid, das, ähnlich den Reiseanzügen, mit verschiedenen Falten, Taschen, Schnallen, Knöpfen und einem Gürtel versehen war und infolgedessen, ohne daß man sich darüber klar wurde, wozu es dienen sollte, besonders praktisch erschien. »Wer sind Sie?« fragte K. und saß gleich halb aufrecht im Bett. Der Mann aber ging über die Frage hinweg, als müsse man seine Erscheinung hinnehmen, und sagte bloß seinerseits: »Sie haben geläutet?« »Anna soll mir das Frühstück bringen«, sagte K. und versuchte, zunächst stillschweigend, durch Aufmerksamkeit und Überlegung festzustellen, wer der Mann eigentlich war. Aber dieser setzte sich nicht allzulange seinen Blicken aus, sondern wandte sich zur Tür, die er ein wenig öffnete, um jemandem, der offenbar knapp hinter der Tür stand, zu sagen: »Er will, daß Anna ihm das Frühstück bringt.« Ein kleines Gelächter im Nebenzimmer folgte, es war nach dem Klang nicht sicher, ob nicht mehrere Personen daran beteiligt waren. Obwohl der fremde Mann dadurch nichts erfahren haben konnte, was er nicht schon früher gewußt hätte, sagte er nun doch zu K. im Tone einer Meldung: »Es ist unmöglich.« »Das wäre neu«, sagte K., sprang aus dem Bett und zog rasch seine Hosen an. »Ich will doch sehen, was für Leute im Nebenzimmer sind und wie Frau Grubach diese Störung mir gegenüber verantworten wird.« Es fiel ihm zwar gleich ein, daß er das nicht hätte laut sagen

müssen und daß er dadurch gewissermaßen ein Beaufsichtigungsrecht des Fremden anerkannte, aber es schien ihm jetzt nicht wichtig. Immerhin faßte es der Fremde so auf, denn er sagte: »Wollen Sie nicht lieber hierbleiben?« »Ich will weder

Der Roman beginnt mit einem Paukenschlag. Josef K. erwacht eines Morgens, zögert einen Augenblick, mit seinem Tagesablauf zu beginnen, und plötzlich ist nichts mehr so, wie es am Abend vorher noch gewesen war. Sein bisher gewohntes Leben scheint schlagartig für eine kurze Zeit unterbrochen, in der ihm seine Außenwelt fremd und in völlig neuen Erscheinungsformen begegnet und er selbst zum Gegenstand ganz ungewöhnlicher Neugierde wird. Es ist, als wären ihm überraschend andere Augen eingesetzt worden, mit denen er ebenso erstaunt wie ratlos das ungewohnte Gegenüber aufmerksam beobachtet, um dann mit der ungestümen Frage: »Wer sind Sie?« von der neuen Wirklichkeit die Selbstoffenbarung zu verlangen. Aber das Andere ist einfach nur da, verrichtet unbeirrbar das im Rahmen der Veränderung Notwendige und verweist K. immer wieder auf die ihm dabei zgedachte Aufgabe. Zunächst gilt es, sich auf das Wesentliche zu konzentrieren, und dafür muss er in seinem Zimmer bleiben.

hierbleiben, noch von Ihnen angesprochen werden, solange Sie sich mir nicht vorstellen.« »Es war gut gemeint«, sagte der Fremde und öffnete nun freiwillig die Tür. Im Nebenzimmer, in das K. langsamer eintrat, als er wollte, sah es auf den ersten Blick fast genau so aus wie am Abend vorher. Es war das Wohnzimmer der Frau Grubach, vielleicht war in diesem mit Möbeln, Decken, Porzellan und Photographien überfüllten Zimmer heute ein wenig mehr Raum als sonst, man erkannte das nicht gleich, um so weniger, als die Hauptveränderung in der Anwesenheit eines Mannes bestand, der beim offenen Fenster mit einem Buch saß, von dem er jetzt aufblickte. »Sie hätten in Ihrem Zimmer bleiben sollen! Hat es Ihnen denn Franz nicht gesagt?« »Ja, was wollen Sie denn?« sagte K. und sah von der neuen Bekanntschaft zu dem mit Franz Benannten, der in der Tür stehengeblieben war, und dann wieder zurück. Durch das offene Fenster erblickte man wieder die alte Frau, die mit wahrhaft greisenhafter

Neugierde zu dem jetzt gegenüberliegenden Fenster getreten war, um auch weiterhin alles zu sehen. »Ich will doch Frau Grubach –«, sagte K., machte eine Bewegung, als reiße er sich von den zwei Männern los, die aber weit von ihm entfernt standen, und wollte weitergehen. »Nein«, sagte der Mann

beim Fenster, warf das Buch auf ein Tischchen und stand auf. »Sie dürfen nicht weggehen, Sie sind ja verhaftet.« »Es sieht so aus«, sagte K. »Und warum denn?« fragte er dann. »Wir sind nicht dazu bestellt, Ihnen das zu sagen. Gehen Sie in Ihr Zimmer und warten Sie. Das Verfahren ist nun einmal eingeleitet, und Sie werden alles zur richtigen Zeit erfahren. Ich gehe über meinen Auftrag hinaus, wenn ich Ihnen so freundschaftlich zuredete. Aber ich hoffe, es hört es niemand sonst als Franz, und der ist selbst gegen alle Vorschrift freundlich zu Ihnen. Wenn Sie auch weiterhin so viel Glück haben wie bei der Bestimmung Ihrer Wächter, dann können Sie zuversichtlich sein.« K. wollte sich setzen, aber nun sah er, daß im ganzen Zimmer keine Sitzgelegenheit war, außer dem Sessel beim Fenster. »Sie werden noch einsehen, wie wahr das alles ist«, sagte Franz und ging gleichzeitig mit dem andern Mann auf ihn zu. Besonders der letztere überragte K. bedeutend und klopfte ihm öfters auf die Schulter. Beide prüften K.s Nachthemd und sagten, daß er jetzt ein viel schlechteres Hemd werde anziehen müssen, daß sie aber dieses Hemd wie auch seine übrige Wäsche aufbewahren und, wenn seine Sache günstig ausfallen sollte, ihm wieder zurückgeben würden. »Es ist besser, Sie geben die Sachen uns als ins Depot«, sagten sie, »denn im Depot kommen öfters Unterschleife vor und außerdem verkauft man dort alle Sachen nach einer gewissen Zeit, ohne Rücksicht, ob das betreffende Verfahren zu Ende ist oder nicht. Und wie lange dauern doch derartige Prozesse, besonders in letzter Zeit! Sie bekämen dann schließlich allerdings vom Depot den Erlös, aber dieser Erlös ist erstens an sich schon gering, denn beim Verkauf entscheidet nicht die Höhe des Angebotes, sondern die Höhe der Bestechung, und weiter verringern sich solche Erlöse erfahrungsgemäß, wenn sie von Hand zu Hand und von Jahr zu Jahr weitergegeben werden.« K. achtete auf diese Reden kaum, das Verfügungsrecht über

Dichterisch bedeutet das eigene Zimmer bei Kafka immer einen Ort der Selbstbesinnung, einen geistig-seelischen Innenraum, eine Quelle der Erkenntnis, die jeder in sich besitzt: »Jeder Mensch trägt ein Zimmer in sich.« (H 55) In ihm soll er horchen, warten, still und allein sein: »Anbieten wird sich dir die Welt zur Entlarvung, sie kann nicht anders, verzückt wird sie sich vor dir winden.« (H 54)

seine Sachen, das er vielleicht noch besaß, schätzte er nicht hoch ein, viel wichtiger war es ihm, Klarheit über seine Lage zu bekommen; in Gegenwart dieser Leute konnte er aber nicht einmal nachdenken, immer wieder stieß der Bauch des zweiten Wächters – es konnten ja nur Wächter sein – förmlich freundschaftlich an ihn, sah er aber auf, dann erblickte er ein zu diesem dicken Körper gar nicht passendes trockenes, knöchiges Gesicht mit starker, seitlich gedrehter Nase, das sich über ihn hinweg mit dem anderen Wächter verständigte. Was waren denn das für Menschen? Wovon sprachen sie? Welcher Behörde gehörten sie an? K. lebte doch in einem Rechtsstaat, überall herrschte Friede, alle Gesetze bestanden aufrecht, wer wagte, ihn in seiner Wohnung zu überfallen. Er neigte stets dazu, alles möglichst leicht zu nehmen, das Schlimmste erst beim Eintritt des Schlimmsten zu glauben, keine Vorsorge für die Zukunft zu treffen, selbst wenn alles drohte. Hier schien ihm das aber nicht richtig, man konnte zwar das Ganze als Spaß ansehen, als einen groben Spaß, den ihm aus unbekanntem Gründen, vielleicht weil heute sein dreißigster Geburtstag war, die Kollegen in der Bank veranstaltet hatten, es war natürlich möglich, vielleicht brauchte er nur auf irgendeine Weise den Wächtern ins Gesicht zu lachen, und sie würden mitlachen, vielleicht waren es Dienstmänner von der Straßenecke, sie sahen ihnen nicht unähnlich – trotzdem war er diesmal, förmlich schon seit dem ersten Anblick des Wächters Franz, entschlossen, nicht den geringsten Vorteil, den er vielleicht gegenüber diesen Leuten besaß, aus der Hand zu geben. Darin, daß man später sagen würde, er habe keinen Spaß verstanden, sah K. eine ganz geringe Gefahr, wohl aber erinnerte er sich – ohne daß es sonst seine Gewohnheit gewesen wäre, aus Erfahrungen zu lernen – an einige, an sich unbedeutende Fälle, in denen er zum Unterschied von seinen Freunden mit Bewußtsein, ohne das geringste Gefühl für die möglichen Folgen, sich unvorsichtig benommen hatte und dafür durch das Ergebnis gestraft worden war. Es sollte nicht wieder geschehen, zumindest nicht diesmal; war es eine Komödie, so wollte er mitspielen.

Noch war er frei. »Erlauben Sie«, sagte er und ging eilig zwischen den Wächtern durch in sein Zimmer. »Er scheint vernünftig zu sein«, hörte er hinter sich sagen. In seinem Zimmer riß er gleich die Schubladen des Schreibtischs auf, es lag dort alles in großer Ordnung, aber gerade die Legitimationspapiere, die er suchte, konnte er in der Aufregung nicht gleich finden. Schließlich fand er seine Radfahrlegitimation und wollte schon mit ihr zu den Wächtern gehen, dann aber schien ihm das Papier zu geringfügig und er suchte weiter, bis er den Geburtsschein fand. Als er wieder in das Nebenzimmer zurückkam, öffnete sich gerade die gegenüberliegende Tür und Frau Grubach wollte dort eintreten. Man sah sie nur einen Augenblick, denn kaum hatte sie K. erkannt, als sie offenbar verlegen wurde, um Verzeihung bat, verschwand und äußerst vorsichtig die Tür schloß. »Kommen Sie doch herein«, hatte K. gerade noch sagen können. Nun aber stand er mit seinen Papieren in der Mitte des Zimmers, sah noch auf die Tür hin, die sich nicht wieder öffnete, und wurde erst durch einen Anruf der Wächter aufgeschreckt, die bei dem Tischchen am offenen Fenster saßen und, wie K. jetzt erkannte, sein Frühstück verzehrten. »Warum ist sie nicht eingetreten?« fragte er. »Sie darf nicht«, sagte der große Wächter. »Sie sind doch verhaftet.« »Wie kann ich denn verhaftet sein? Und gar auf diese Weise?« »Nun fangen Sie also wieder an«, sagte der Wächter und tauchte ein Butterbrot ins Honigfäßchen. »Solche Fragen beantworten wir nicht.« »Sie werden sie beantworten müssen«, sagte K. »Hier sind meine Legitimationspapiere, zeigen Sie mir jetzt die Ihrigen und vor allem den Verhaftbefehl.« »Du lieber Himmel!« sagte der Wächter. »Daß Sie sich in Ihre Lage nicht fügen können und daß Sie es darauf angelegt zu haben scheinen, uns, die wir Ihnen jetzt wahrscheinlich von allen Ihren Mitmenschen am nächsten stehen, nutzlos zu reizen!« »Es ist so, glauben Sie es doch«, sagte Franz, führte die Kaffeetasse, die er in der Hand hielt, nicht zum Mund, sondern sah K. mit einem langen, wahrscheinlich bedeutungsvollen, aber unverständlichen Blick an. K. ließ sich, ohne es zu wollen, in ein Zwiegespräch der Blicke mit Franz ein, schlug dann aber doch

auf seine Papiere und sagte: »Hier sind meine Legitimationspapiere.« »Was kümmern uns denn die?« rief nun schon der große Wächter. »Sie führen sich ärger auf als ein Kind. Was wollen Sie denn? Wollen Sie Ihren großen, verfluchten Prozeß dadurch zu einem raschen Ende bringen, daß Sie mit uns, den

Josef K. lehnt sich gegen die mit seiner angeblichen Verhaftung eingeleitete unverhoffte Entwicklung versuchsweise auf. Er will sich auf den Rechtsstaat berufen, muss aber bald einsehen, daß er sich mit »Radfahrerlegitimation« und »Geburtsschein« jetzt nur lächerlich macht. Obwohl er bei seinen Wächtern die Sicherheit der Dummheit, das Missverhältnis von Bauch und Kopf, von Körper und Geist erkennt und in ihrer Gegenwart nicht einmal nachdenken kann, lässt er sich mit ihnen ein. Deshalb bleibt das Gespräch vordergründig und oberflächlich. Es dreht sich um Frühstück und Kleidung, wobei die Wächter sofort versuchen, persönliche Vorteile wahrzunehmen, weil ein Verhafteter wohl Wichtigeres im Sinn haben sollte. Denn K. müsste einsehen, daß die Ursache seiner Verhaftung in ihm selbst liegt. Seine Schuld hat das Gericht angezogen. Indem er aber die in ihm angelegten Möglichkeiten, seine Auszeichnung als Mensch und den damit verbundenen Auftrag, sein Gesetz, nicht wahrnimmt, versündigt er sich an seiner Bestimmung. Wer es versäumt, dieses Gesetz in sich aufzuspüren, macht sich schuldig. Die Behauptung, das Gesetz nicht zu kennen und gleichzeitig schuldlos zu sein, ist daher in sich widersinnig.

Wächtern, über Legitimation und Verhaftbefehl diskutieren? Wir sind niedrige Angestellte, die sich in einem Legitimationspapier kaum auskennen und die mit Ihrer Sache nichts anderes zu tun haben, als daß sie zehn Stunden täglich bei Ihnen Wache halten und dafür bezahlt werden. Das ist alles, was wir sind, trotzdem aber sind wir fähig, einzusehen, daß die hohen Behörden, in deren Dienst wir stehen, ehe sie eine solche Verhaftung verfügen, sich sehr genau über die Gründe der Verhaftung und die Person des Verhafteten unterrichten. Es gibt darin keinen Irrtum. Unsere Behörde, soweit ich sie kenne, und ich kenne nur die niedrigsten Grade, sucht doch nicht etwa die Schuld in der Bevölkerung, sondern wird, wie es im Gesetz heißt, von der Schuld angezogen und muß uns Wächter ausschicken. Das ist Gesetz. Wo gäbe es da einen Irrtum?« »Dieses Gesetz kenne ich nicht«, sagte K. »Desto schlimmer für Sie«, sagte der Wächter. »Es besteht wohl auch nur in Ihren Köpfen«, sagte K., er wollte sich irgendwie in die Gedanken der Wächter einschleichen, sie zu seinen Gunsten wenden oder sich dort einbürgern. Aber der Wächter sagte nur

abweisend: »Sie werden es zu fühlen bekommen.« Franz mischte sich ein und sagte: »Sieh, Willem, er gibt zu, er kenne das Gesetz nicht, und behauptet gleichzeitig, schuldlos zu sein.« »Du hast ganz recht, aber ihm kann man nichts begreiflich machen«, sagte der andere. K. antwortete nichts mehr; muß ich, dachte er, durch das Geschwätz dieser niedrigsten Organe – sie geben selbst zu, es zu sein – mich noch mehr verwirren lassen? Sie reden doch jedenfalls von Dingen, die sie gar nicht verstehen. Ihre Sicherheit ist nur durch ihre Dummheit möglich. Ein paar Worte, die ich mit einem mir ebenbürtigen Menschen sprechen werde, werden alles unvergleichlich klarer machen als die längsten Reden mit diesen. Er ging einige Male in dem freien Raum des Zimmers auf und ab, drüben sah er die alte Frau, die einen noch viel älteren Greis zum Fenster gezerrt hatte, den sie umschlungen hielt. K. mußte dieser Schaustellung ein Ende machen: »Führen Sie mich zu Ihrem Vorgesetzten«, sagte er. »Wenn er es wünscht; nicht früher«, sagte der Wächter, der Willem genannt worden war. » Und nun rate ich Ihnen«, fügte er hinzu, »in Ihr Zimmer zu gehen, sich ruhig zu verhalten und darauf zu warten, was über Sie verfügt werden wird. Wir raten Ihnen, zerstreuen Sie sich nicht durch nutzlose Gedanken, sondern sammeln Sie sich, es werden große Anforderungen an Sie gestellt werden. Sie haben uns nicht so behandelt, wie es unser Entgegenkommen verdient hätte, Sie haben vergessen, daß wir, mögen wir auch sein was immer, zumindest jetzt Ihnen gegenüber freie Männer sind, das ist kein kleines Übergewicht. Trotzdem sind wir bereit, falls Sie Geld haben, Ihnen ein kleines Frühstück aus dem Kaffeehaus drüben zu bringen.«

Ohne auf dieses Angebot zu antworten, stand K. ein Weilchen lang still. Vielleicht würden ihn die beiden, wenn er die Tür des folgenden Zimmers oder gar die Tür des Vorzimmers öffnete, gar nicht zu hindern wagen, vielleicht wäre es die einfachste Lösung des Ganzen, daß er es auf die Spitze trieb. Aber vielleicht würden sie ihn doch packen und, war er einmal niedergeworfen, so war auch alle Überlegenheit verloren, die er jetzt ihnen gegenüber in gewisser Hinsicht doch wahrte.

Deshalb zog er die Sicherheit der Lösung vor, wie sie der natürliche Verlauf bringen mußte, und ging in sein Zimmer zurück, ohne daß von seiner Seite oder von Seite der Wächter ein weiteres Wort gefallen wäre.

Er warf sich auf sein Bett und nahm vom Waschtisch einen schönen Apfel, den er sich gestern abend für das Frühstück vorbereitet hatte. Jetzt war er sein einziges Frühstück und jedenfalls, wie er sich beim ersten großen Bissen versicherte, viel besser, als das Frühstück aus dem schmutzigen Nachtcafé

Doch nun begibt sich K. offenbar einseitig und freiwillig in sein Zimmer und nimmt statt des gewohnten Frühstücks, das er den Wächtern überlassen mußte, einen bereits vorbereiteten »schönen Apfel« zu sich. Das Besondere dieses Apfels liegt in der augenscheinlichen Anspielung auf die Frucht vom Baum der Erkenntnis, zumal Kafka sich dieser Symbolik öfter bedient und einmal sogar ausdrücklich erklärt: » ... manchmal glaube ich, ich verstehe den Sündenfall wie kein Mensch sonst« (M 199). Tatsächlich fühlt sich K. anschließend »wohl und zuversichtlich«. Er erkennt, sich seiner Aufgabe stellen zu müssen und sieht darin einen Sinn. Dagegen verwirft er die mögliche Flucht in den Selbstmord als sinnlose Verzweiflungstat, zu der er allein schon wegen der Sinnlosigkeit nicht fähig ist. Stattdessen bekräftigt er seine neue Bereitschaft – wie Kafka in feinsinnigem Humor bemerkt, – mit zwei Gläsern eines geistigen Getränks. Der nächste Schritt kann erfolgen.

gewesen wäre, das er durch die Gnade der Wächter hätte bekommen können. Er fühlte sich wohl und zuversichtlich, in der Bank versäumte er zwar heute vormittag seinen Dienst, aber das war bei der verhältnismäßig hohen Stellung, die er dort einnahm, leicht entschuldigt. Sollte er die wirkliche Entschuldigung anführen? Er gedachte es zu tun. Würde man ihm nicht glauben, was in diesem Fall begreiflich war, so konnte er Frau Grubach als Zeugin führen oder auch die beiden Alten von drüben, die wohl jetzt auf dem Marsch zum gegenüberliegenden Fenster waren. Es wunderte K., wenigstens aus dem Gedankengang der Wächter wunderte es ihn, daß sie ihn in das Zimmer getrieben und ihn hier allein gelassen hatten, wo er doch zehnfache Möglichkeit hatte, sich umzubringen. Gleichzeitig allerdings fragte er sich, diesmal aus seinem Gedankengang, was für einen Grund er haben könnte, es zu tun. Etwa weil die zwei nebenan saßen und sein Frühstück abgefangen hatten? Es wäre so sinnlos gewesen, sich umzubringen, daß er, selbst wenn er es hätte tun wollen, infolge der

Sinnlosigkeit dazu nicht imstande gewesen wäre. Wäre die geistige Beschränktheit der Wächter nicht so auffallend gewesen, so hätte man annehmen können, daß auch sie, infolge der gleichen Überzeugung, keine Gefahr darin gesehen hätten, ihn allein zu lassen. Sie mochten jetzt, wenn sie wollten, zusehen, wie er zu einem Wandschränkchen ging, in dem er einen guten Schnaps aufbewahrte, wie er ein Gläschen zuerst zum Ersatz des Frühstücks leerte und wie er ein zweites Gläschen dazu bestimmte, sich Mut zu machen, das letztere nur aus Vorsicht für den unwahrscheinlichen Fall, daß es nötig sein sollte.

Da erschreckte ihn ein Zuruf aus dem Nebenzimmer derartig, daß er mit den Zähnen ans Glas schlug. »Der Aufseher ruft Sie!« hieß es. Es war nur das Schreien, das ihn erschreckte, dieses kurze, abgehackte, militärische Schreien, das er dem Wächter Franz gar nicht zugetraut hätte. Der Befehl selbst war ihm sehr willkommen. »Endlich!« rief er zurück, verspernte den Wandschrank und eilte sofort ins Nebenzimmer. Dort standen die zwei Wächter und jagten ihn, als wäre das selbstverständlich, wieder in sein Zimmer zurück. »Was fällt Euch ein ?« riefen sie. »Im Hemd wollt Ihr vor den Aufseher? Er läßt Euch durchprügeln und uns mit!« »Laßt mich, zum Teufel!« rief K., der schon bis zu seinem Kleiderkasten zurückgedrängt war, »wenn man mich im Bett überfällt, kann man nicht erwarten, mich im Festanzug zu finden.« »Es hilft nichts«, sagten die Wächter, die immer, wenn K. schrie, ganz ruhig, ja fast traurig wurden und ihn dadurch verwirrten oder gewissermaßen zur Besinnung brachten. »Lächerliche Zeremonien!« brummte er noch, hob aber schon einen Rock vom Stuhl und hielt ihn ein Weilchen mit beiden Händen, als unterbreite er ihm dem Urteil der Wächter. Sie schüttelten die Köpfe. »Es muß ein schwarzer Rock sein«, sagten sie. K. warf daraufhin den Rock zu Boden und sagte – er wußte selbst nicht, in welchem Sinne er es sagte –: »Es ist doch noch nicht die Hauptverhandlung.« Die Wächter lächelten, blieben aber bei ihrem: »Es muß ein schwarzer Rock sein.« »Wenn ich dadurch die Sache beschleunige, soll es mir recht sein«, sagte K., öffnete selbst den Kleiderkasten, suchte lange

unter den vielen Kleidern, wählte sein bestes schwarzes Kleid, ein Jackettkleid, das durch seine Taille unter den Bekannten fast Aufsehen gemacht hatte, zog nun auch ein anderes Hemd hervor und begann, sich sorgfältig anzuziehen. Im Geheimen glaubte er, eine Beschleunigung des Ganzen damit erreicht zu haben, daß die Wächter vergessen hatten, ihn zum Bad zu zwingen. Er beobachtete sie, ob sie sich vielleicht daran doch erinnern würden, aber das fiel ihnen natürlich gar nicht ein, dagegen vergaß Willem nicht, Franz mit der Meldung, daß sich K. anziehe, zum Aufseher zu schicken.

Als er vollständig angezogen war, mußte er knapp vor Willem durch das leere Nebenzimmer in das folgende Zimmer gehen, dessen Tür mit beiden Flügeln bereits geöffnet war. Dieses Zimmer wurde, wie K. genau wußte, seit kurzer Zeit von einem Fräulein Bürstner, einer Schreibmaschinistin, bewohnt, die sehr früh in die Arbeit zu gehen pflegte, spät nach Hause kam und mit der K. nicht viel mehr als die Grußworte gewechselt hatte. Jetzt war das Nachttischchen von ihrem Bett als Verhandlungstisch in die Mitte des Zimmers gerückt, und der Aufseher saß hinter ihm. Er hatte die Beine übereinandergeschlagen und einen Arm auf die Rückenlehne des Stuhles gelegt. In einer Ecke des Zimmers standen drei junge Leute und sahen die Photographien des Fräulein Bürstner an, die in einer an der Wand aufgehängten Matte steckten. An der Klinke des offenen Fensters hing eine weiße Bluse. Im gegenüberliegenden Fenster lagen wieder die zwei Alten, doch hatte sich ihre Gesellschaft vergrößert, denn hinter ihnen, sie weit überragend, stand ein Mann mit einem auf der Brust offenen Hemd, der seinen rötlichen Spitzbart mit den Fingern drückte und drehte.

»Josef K.?« fragte der Aufseher, vielleicht nur um K.s zerstreute Blicke auf sich zu lenken. K. nickte. »Sie sind durch die Vorgänge des heutigen Morgens wohl sehr überrascht?« fragte der Aufseher und verschob dabei mit beiden Händen die wenigen Gegenstände, die auf dem Nachttischchen lagen, die Kerze mit Zündhölzchen, ein Buch und ein Nadelkissen, als seien es Gegenstände, die er zur Verhandlung benötige.

»Gewiß«, sagte K., und das Wohlgefühl, endlich einem vernünftigen Menschen gegenüberzustehen und über seine Angelegenheit mit ihm sprechen zu können, ergriff ihn. »Gewiß, ich bin überrascht, aber ich bin keineswegs sehr überrascht.«

»Nicht sehr überrascht?« fragte der Aufseher und stellte nun die Kerze in die Mitte des Tischchens, während er die anderen Sachen um sie gruppierte. »Sie mißverstehen mich vielleicht«, beeilte sich K. zu bemerken. »Ich meine –« Hier unterbrach sich K. und sah sich nach einem Sessel um. »Ich kann mich doch setzen?« fragte er. »Es ist nicht üblich«, antwortete der Aufseher. »Ich meine«, sagte nun K. ohne weitere Pause, »ich bin allerdings sehr überrascht, aber man ist, wenn man dreißig Jahre auf der Welt ist und sich allein hat durchschlagen müssen, wie es mir beschieden war, gegen Überraschungen abgehärtet und nimmt sie nicht zu schwer. Besonders die heutige nicht.«

»Warum besonders die heutige nicht?«

»Ich will nicht sagen, daß ich das Ganze für einen Spaß ansehe, dafür scheinen mir die Veranstaltungen, die gemacht wurden, doch zu umfangreich. Es müßten alle Mitglieder der Pension daran beteiligt sein und auch Sie alle, das ginge über die Grenzen eines Spaßes. Ich will also nicht sagen, daß es ein Spaß ist.«

»Ganz richtig«, sagte der Aufseher und sah nach, wie viel Zündhölzchen in der Zündhölzchenschachtel waren. »Andererseits aber«, fuhr K. fort und wandte sich hierbei an alle und hätte gern sogar die drei bei den Photographien sich zugewendet, »andererseits aber kann die Sache auch nicht viel Wichtigkeit haben. Ich folgere das daraus, daß ich angeklagt bin, aber nicht die geringste Schuld auffinden kann, wegen deren man mich anklagen könnte. Aber auch das ist nebensächlich, die Hauptfrage ist, von wem bin ich angeklagt? Welche Behörde führt das Verfahren? Sind Sie Beamte? Keiner hat eine Uniform, wenn man nicht Ihr Kleid« – hier wandte er sich an Franz – »eine Uniform nennen will, aber es ist doch eher ein Reiseanzug. In diesen Fragen verlange ich Klarheit, und ich bin überzeugt, daß wir nach dieser Klarstellung voneinander den herzlichsten Abschied werden nehmen können.«

Der Aufseher schlug die Zündhölzchenschachtel auf den Tisch nieder. »Sie

befinden sich in einem großen Irrtum«, sagte er. »Diese Herren hier und ich sind für Ihre Angelegenheit vollständig neben-

entsprechend der entscheidenden Bedeutung der zukünftigen Ereignisse hat K. im schwarzen Rock zu erscheinen. Um ihm alle Zweifel auszuräumen und sein Leben ernsthaft und zielstrebig auszurichten, ruft der Aufseher Josef K. eindeutig und persönlich beim Namen. Dieser Ruf habe geklungen, räumt K. später ein, als ob man ihn hätte »wecken« müssen. Damit ist klar, dass es gilt, K.s Leben auf den Prüfstand zu bringen. – Doch er verharrt zunächst weiter in dem Irrtum, die plötzliche Veränderung seines Lebens sei von außen erfolgt, und deshalb müssten seine Fragen auch von außen beantwortet werden. Die neue Erscheinungsform seiner Außenwelt ist für ihn selbst aufschlussreich, aber für seine »Angelegenheit vollständig nebensächlich«. Sie hat nicht einmal ein Bewusstsein von ihr. Um so notwendiger weist sie ihn dagegen auf sich selbst. Hatten ihm seine Wächter das mit dem Hinweis, er möge in seinem Zimmer bleiben, klarzumachen versucht, so wird der Aufseher darüber hinaus noch deutlicher: »Denken Sie lieber mehr an sich. Und machen Sie keinen solchen Lärm mit dem Gefühl Ihrer Unschuld«. Josef K. soll also gezwungen werden, mehr in sich selbst hineinzuhorchen, um seine Aufgabe zu erkennen und seine Fragen selbst zu beantworten. Kafka ist überzeugt, dass jeder Mensch für die Gestaltung seines Lebens persönlich verantwortlich ist. Mit der »Verhaftung« sollen ihm dafür die richtigen Augen eingesetzt werden.

sächlich, ja wir wissen sogar von ihr fast nichts. Wir könnten die regelrechtsten Uniformen tragen, und Ihre Sache würde um nichts schlechter stehen. Ich kann Ihnen auch durchaus nicht sagen, daß Sie angeklagt sind oder vielmehr, ich weiß nicht, ob Sie es sind. Sie sind verhaftet, das ist richtig, mehr weiß ich nicht. Vielleicht haben die Wächter etwas anderes geschwätzt, dann ist es eben nur Geschwätz gewesen. Wenn ich nun aber auch Ihre Fragen nicht beantworte, so kann ich Ihnen doch raten, denken Sie weniger an uns und an das, was mit Ihnen geschehen wird, denken Sie lieber mehr an sich. Und machen Sie keinen solchen Lärm mit dem Gefühl Ihrer Unschuld, es stört den nicht gerade schlechten Eindruck, den Sie im übrigen machen. Auch sollten Sie überhaupt im Reden zurückhaltender sein, fast alles, was Sie vorhin gesagt haben, hätte man auch, wenn Sie nur ein paar Worte gesagt hätten, Ihrem Verhalten entnehmen können, außerdem war es nichts für Sie übermäßig Günstiges.«

K. starrte den Aufseher an. Schulmäßige Lehren bekam er hier von einem vielleicht jüngeren Menschen? Für seine Offenheit

wurde er mit einer Rüge bestraft? Und über den Grund seiner Verhaftung und über deren Auftraggeber erfuhr er nichts? Er geriet in eine gewisse Aufregung, ging auf und ab, woran ihn niemand hinderte, schob seine Manschetten zurück, befühlte die Brust, strich sein Haar zurecht, kam an den drei Herren vorüber, sagte: »Es ist ja sinnlos«, worauf sich diese zu ihm umdrehten und ihn entgegenkommend, aber ernst ansahen und machte endlich wieder vor dem Tisch des Aufsehers halt. »Der Staatsanwalt Hasterer ist mein guter Freund«, sagte er, »kann ich ihm telefonieren?« »Gewiß«, sagte der Aufseher, »aber ich weiß nicht, welchen Sinn das haben sollte, es müßte denn sein, daß Sie irgendeine private Angelegenheit mit ihm zu besprechen haben.« »Welchen Sinn?« rief K., mehr bestürzt als geärgert. »Wer sind Sie denn? Sie wollen einen Sinn und führen das Sinnloseste auf, das es gibt? Ist es nicht zum Steinerweichen? Die Herren haben mich zuerst überfallen, und jetzt sitzen oder stehen sie hier herum und lassen mich vor Ihnen die Hohe Schule reiten. Welchen Sinn es hätte, an einen Staatsanwalt zu telefonieren, wenn ich angeblich verhaftet bin? Gut, ich werde nicht telefonieren.« »Aber doch«, sagte der Aufseher und streckte die Hand zum Vorzimmer aus, wo das Telefon war, »bitte, telefonieren Sie doch.« »Nein, ich will nicht mehr«, sagte K. und ging zum Fenster. Drüben war noch die Gesellschaft beim Fenster und schien nur jetzt dadurch, daß K. ans Fenster herantreten war, in der Ruhe des Zuschauens ein wenig gestört. Die Alten wollten sich erheben, aber der Mann hinter ihnen beruhigte sie. »Dort sind auch solche Zuschauer«, rief K. ganz laut dem Aufseher zu und zeigte mit dem Zeigefinger hinaus. »Weg von dort«, rief er dann hinüber. Die drei wichen auch sofort ein paar Schritte zurück, die beiden Alten sogar noch hinter den Mann, der sie mit seinem breiten Körper deckte und, nach seinen Mundbewegungen zu schließen, irgendetwas auf die Entfernung hin Unverständliches sagte. Ganz aber verschwanden sie nicht, sondern schienen auf den Augenblick zu warten, in dem sie sich unbemerkt wieder dem Fenster nähern könnten. »Zudringliche, rücksichtslose Leute!« sagte K., als er sich ins Zimmer

zurückwendete. Der Aufseher stimmte ihm möglicherweise zu, wie K. mit einem Seitenblick zu erkennen glaubte. Aber es war ebensogut möglich, daß er gar nicht zugehört hatte, denn er hatte eine Hand fest auf den Tisch gedrückt und schien die Finger ihrer Länge nach zu vergleichen. Die zwei Wächter saßen auf einem mit einer Schmuckdecke verhüllten Koffer und rieben ihre Knie. Die drei jungen Leute hatten die Hände in die Hüften gelegt und sahen ziellos herum. Es war still wie in irgendeinem vergessenen Büro. »Nun, meine Herren«, rief K., es schien ihm einen Augenblick lang, als trage er alle auf seinen Schultern, »Ihrem Aussehen nach zu schließen, dürfte meine Angelegenheit beendet sein. Ich bin der Ansicht, daß es am besten ist, über die Berechtigung oder Nichtberechtigung Ihres Vorgehens nicht mehr nachzudenken und der Sache durch einen gegenseitigen Händedruck einen versöhnlichen Abschluß zu geben. Wenn auch Sie meiner Ansicht sind, dann bitte –« und er trat an den Tisch des Aufsehers hin und reichte ihm die Hand. Der Aufseher hob die Augen, nagte an den Lippen und sah auf K.s ausgestreckte Hand; noch immer glaubte K., der Aufseher werde einschlagen. Dieser aber stand auf, nahm einen harten, runden Hut, der auf Fräulein Bürstners Bett lag, und setzte sich ihn vorsichtig mit beiden Händen auf, wie man es bei der Anprobe neuer Hüte tut. »Wie einfach Ihnen alles scheint!« sagte er dabei zu K., »wir sollten der Sache einen versöhnlichen Abschluß geben, meinten Sie? Nein, nein, das geht wirklich nicht. Womit ich andererseits durchaus nicht sagen will, daß Sie verzweifeln sollen. Nein, warum denn? Sie sind nur verhaftet, nichts weiter. Das hatte ich Ihnen mitzuteilen, habe es getan und habe auch gesehen, wie Sie es aufgenommen haben. Damit ist es für heute genug und wir können uns verabschieden, allerdings nur vorläufig. Sie werden wohl jetzt in die Bank gehen wollen?« »In die Bank?« fragte K., »ich dachte, ich wäre verhaftet.« K. fragte mit einem gewissen Trotz, denn obwohl sein Handschlag nicht angenommen worden war, fühlte er sich, insbesondere seitdem der Aufseher aufgestanden war, immer unabhängiger von allen diesen Leuten. Er spielte mit ihnen. Er hatte die Absicht, falls sie

weggehen sollten, bis zum Haustor nachzulaufen und ihnen seine Verhaftung anzubieten. Darum wiederholte er auch: »Wie kann ich denn in die Bank gehen, da ich verhaftet bin?« »Ach so«, sagte der Aufseher, der schon bei der Tür war, »Sie haben mich mißverstanden. Sie sind verhaftet, gewiß, aber das soll Sie nicht hindern, Ihren Beruf zu erfüllen. Sie sollen auch in Ihrer gewöhnlichen Lebensweise nicht gehindert sein.« »Dann ist das Verhaftetsein nicht sehr schlimm«, sagte K. und ging nahe an den Aufseher heran. »Ich meinte es niemals anders«, sagte dieser. »Es scheint aber dann nicht einmal die Mitteilung der Verhaftung sehr notwendig gewesen zu sein«, sagte K. und ging noch näher. Auch die anderen hatten sich genähert. Alle waren jetzt auf einem engen Raum bei der Tür versammelt. »Es war meine Pflicht«, sagte der Aufseher. »Eine dumme Pflicht«, sagte K. unnachgiebig. »Mag sein«, antwortete der Aufseher, »aber wir wollen mit solchen Reden nicht unsere Zeit verlieren. Ich hatte angenommen, daß Sie in die Bank gehen wollen. Da Sie auf alle Worte aufpassen, füge ich hinzu: ich zwingen Sie nicht, in die Bank zu gehen, ich hatte nur angenommen, daß Sie es wollen. Und um Ihnen das zu erleichtern und Ihre Ankunft in der Bank möglichst unauffällig zu machen, habe ich diese drei Herren, Ihre Kollegen, hier zu Ihrer Verfügung gehalten.« »Wie?« rief K. und staunte die drei an. Diese so uncharakteristischen, blutarmen, jungen Leute, die er immer noch nur als Gruppe bei den Photographien in der Erinnerung hatte, waren tatsächlich Beamte aus seiner Bank, nicht Kollegen, das war zu viel gesagt und bewies eine Lücke in der Allwissenheit des Aufsehers, aber untergeordnete Beamte aus der Bank waren es allerdings. Wie hatte K. das übersehen können? Wie hatte er doch hingegenommen sein müssen von dem Aufseher und den Wächtern, um diese drei nicht zu erkennen! Den steifen, die Hände schwingenden Rabensteiner, den blonden Kullich mit den tiefliegenden Augen und Kaminer mit dem unausstehlichen, durch eine chronische Muskelzerrung bewirkten Lächeln. »Guten Morgen!« sagte K. nach einem Weilchen und reichte den sich korrekt verbeugenden Herren die Hand. »Ich habe Sie gar nicht erkannt. Nun werden

Josef K. ist durch die plötzlich völlig veränderte Lage selbst tiefst verunsichert. Er fühlt sich gestört und von außen unangenehm beobachtet, wundert sich, dass Frau Grubach, seine Vermieterin, keineswegs schuldbehaftet aussieht, möchte nach seinem Freund, dem Staatsanwalt, rufen, lässt es dann aber sein, dringt in das Zimmer von Fräulein Bürstner ein und erkennt drei niedrige Bankangestellte, die sich darin aufhalten, nicht. Angesichts dieser allgemeinen Verwirrung bleibt es nicht aus, dass K. immer wieder Fehldeutungen unterlaufen, dass Missverständnisse und Irrtümer aufgeklärt werden müssen, weil er die neuen Verhältnisse nicht in sein bisheriges Leben einzuordnen, mit ihm in Einklang zu bringen vermag. Er ist zwar einerseits verhaftet, aber das soll ihn andererseits keineswegs daran hindern, seinen Beruf zu erfüllen, beziehungsweise seine gewöhnliche Lebensweise fortzusetzen. Offenbar muss K. nach der Verhaftung sein Leben auf zwei verschiedenen Ebenen führen, die mit verschiedenen Maßstäben gemessen werden. Sie berühren sich mitunter, durchdringen einander oder schließen sich sogar aus.

wir also an die Arbeit gehen, nicht?« Die Herren nickten lachend und eifrig, als hätten sie die ganze Zeit über darauf gewartet, nur als K. seinen Hut vermißte, der in seinem Zimmer liegengeblieben war, liefen sie sämtlich hintereinander, ihn holen, was immerhin auf eine gewisse Verlegenheit schließen ließ. K. stand still und sah ihnen durch die zwei offenen Türen nach, der letzte war natürlich der gleichgültige Rabensteiner, der bloß einen eleganten Trab angeschlagen hatte. Kaminer überreichte den Hut, und K. mußte sich, wie dies übrigens auch öfters in der Bank nötig war, ausdrücklich sagen, daß Kaminers Lächeln nicht Absicht war, ja daß er überhaupt absichtlich nicht lächeln konnte. Im Vorzimmer öffnete dann Frau Grubach, die gar nicht sehr schuldbehaftet aussah, der ganzen Gesellschaft die Wohnungstür, und K. sah, wie so oft, auf ihr Schürzenband nieder, das so unnötig tief in ihren mächtigen Leib einschneidete. Unten entschloß sich K., die Uhr in der Hand, ein Automobil zu nehmen, um die schon halbstündige Verspätung nicht unnötig zu vergrößern. Kaminer lief zur Ecke, um den Wagen zu holen, die zwei anderen versuchten offensichtlich, K. zu zerstreuen, als plötzlich Kullich auf das gegenüberliegende Haustor zeigte, in dem eben der große Mann mit dem blonden Spitzbart erschien und, im ersten Augenblick ein wenig verlegen darüber, daß er sich jetzt in seiner ganzen Größe zeigte, zur Wand zurücktrat und sich anlehnte. Die Alten waren wohl noch auf der Treppe. K. ärgerte sich über Kullich, daß dieser auf den Mann aufmerksam machte, den er selbst schon früher gesehen, ja den er sogar erwartet hatte. »Schauen Sie nicht hin!« stieß

er hervor, ohne zu bemerken, wie auffallend eine solche Redeweise gegenüber selbständigen Männern war. Es war aber auch keine Erklärung nötig, denn gerade kam das Automobil, man setzte sich und fuhr los. Da erinnerte sich K., daß er das Weggehen des Aufsehers und der Wächter gar nicht bemerkt hatte, der Aufseher hatte ihm die drei Beamten verdeckt und nun wieder die Beamten den Aufseher.

Viel Geistesgegenwart bewies das nicht, und K. nahm sich vor, sich in dieser Hinsicht genauer zu beobachten. Doch drehte er sich noch unwillkürlich um und beugte sich über das Hinterdeck des Automobils vor, um möglicherweise den Aufseher und die Wächter noch zu sehen. Aber gleich wendete er sich wieder zurück und lehnte sich bequem in die Wagenecke, ohne auch nur den Versuch gemacht zu haben, jemanden zu suchen. Obwohl es nicht den Anschein hatte, hätte er gerade jetzt Zuspruch nötig gehabt, aber nun schienen die Herren ermüdet, Rabensteiner sah rechts aus dem Wagen, Kullich links, und nur Kaminer stand mit seinem Grinsen zur Verfügung, über das einen Spaß zu machen leider die Menschlichkeit verbot.

So konnte es geschehen, dass ihm während der Mitteilung seiner Verhaftung die drei Angestellten der Bank verborgen blieben, die ihm dann anschließend, nachdem er sie erkannt hatte, das Weggehen des Aufsehers und der Wächter verdeckten. Trotzdem kommt allen Personen, die bisher irgendwie in das Geschehen einbezogen sind, noch eine aufschlussreiche Rolle zu. Frau Grubach, der Staatsanwalt, Fräulein Bürstner und die drei untergeordneten Angestellten der Bank werden zu Prüfsteinen in K.s neuem Lebensverständnis.

Für das Handlungsgeschehen wählt Kafka künstlerisch den Verlauf eines Jahres, von einem Frühjahr zum anderen, in dem lediglich die letzte Nacht fehlt. Es beginnt also am Morgen von K.s dreißigstem Geburtstag und endet am Vorabend seines einunddreißigsten. In der Literatur wird sehr häufig das 30. Lebensjahr eines Menschen als Wendepunkt gestaltet. Bis dahin hat er das Leben meist unmittelbar gelebt, Erfahrungen gesammelt, Ziele erreicht, die Zukunft ist einigermaßen absehbar, so dass sich die verständliche Frage aufdrängt, ob der gegangene Weg richtig, das Erreichte sinnvoll und das Ziel erstrebenswert waren. Es ist ein Zeitpunkt, über sich und seine Bestimmung nachzudenken oder die schwerwiegende Aufgabe auf sich zu nehmen, wie Kafka selbst sagt, »daß man sein Leben nochmals mit dem Blick der Erkenntnis durchnehmen muß, wobei das Schlimmste nicht die Durchsicht der offenbaren Untaten ist, sondern jener Taten, die man einstmals für gut gehalten hat.« (M 21) – Mit dem dichterischen Bild der Verhaftung wird bei Josef K. dieser Prozess eingeleitet, aus dem er sich bis an sein Ende nicht mehr zu lösen vermag, dem er verhaftet bleibt.

In diesem Frühjahr pflegte K. die Abende in der Weise zu verbringen, daß er nach der Arbeit, wenn dies noch möglich war – er saß meistens bis neun Uhr im Büro –, einen kleinen Spaziergang allein oder mit Beamten machte und dann in eine

Bierstube ging, wo er an einem Stammtisch mit meist älteren Herren gewöhnlich bis elf Uhr beisammensaß. Es gab aber auch Ausnahmen von dieser Einteilung, wenn K. zum Beispiel vom Bankdirektor, der seine Arbeitskraft und Vertrauenswürdigkeit sehr schätzte, zu einer Autofahrt oder zu einem Abendessen in seiner Villa eingeladen wurde. Außerdem ging K. einmal in der Woche zu einem Mädchen namens Elsa, die während der Nacht bis in den späten Morgen als Kellnerin in einer Weinstube bediente und während des Tages nur vom Bett aus Besuche empfing.

Der neue Abschnitt beginnt mit einem Rückblick in das übliche Leben K.s bis zu der plötzlichen Veränderung durch seine Verhaftung. Sein ungewöhnlicher Fleiß, sein großes Ansehen bei seinem Chef, dem Bankdirektor, und die eindeutige Absicht seiner wöchentlichen Besuche bei der Kellnerin Elsa werden ebenso erwähnt wie die Bedeutung eines Stammtisches, der so wichtig ist, dass Kafka ihm ein eigenes Kapitel widmet. Weil es sich dabei um das einzige Kapitel handelt, das vor der Verhaftung spielt, ist es für deren Ursache äußerst aufschlussreich, denn es enthält den Schlüssel zum Verständnis der Umwandlung in Josef K.s Lebensgestaltung. Zu diesem Rückblick findet Josef K. nach dem Scheitern seiner Bemühungen um Fräulein Bürstner die notwendige Zeit, also in der Woche zwischen dem ersten und dem zweiten Sonntag nach seiner Verhaftung. Das Kapitel „Staatsanwalt“ enthält das richtungsweisende Ergebnis.

GESPRÄCH MIT FRAU GRUBACH

An diesem Abend aber – der Tag war unter angestrengter Arbeit und vielen ehrenden und freundschaftlichen Geburtstagswünschen schnell verlaufen – wollte K. sofort nach Hause gehen. In allen kleinen Pausen der Tagesarbeit hatte er daran gedacht; ohne genau zu wissen, was er meinte, schien es ihm, als ob durch die Vorfälle des Morgens eine große Unordnung in der ganzen Wohnung der Frau Grubach verursacht worden sei und daß gerade er nötig sei, um die Ordnung wiederherzustellen. War aber einmal diese Ordnung hergestellt, dann war jede Spur jener Vorfälle ausgelöscht und alles nahm seinen alten Gang wieder auf. Insbesondere von den drei Beamten war nichts zu befürchten, sie waren wieder in die große Beamten-schaft der Bank versenkt, es war keine Veränderung an ihnen zu bemerken. K. hatte sie öfters einzeln und gemeinsam in sein Büro berufen, zu keinem anderem Zweck, als um sie zu beobachten; immer hatte er sie befriedigt entlassen können.

Als er um halb zehn Uhr abends vor dem Hause, in dem er wohnte, ankam, traf er im Haustor einen jungen Burschen, der dort breitbeinig stand und eine Pfeife rauchte. »Wer sind Sie?« fragte K. sofort und brachte sein Gesicht nahe an den Burschen, man sah nicht viel im Halbdunkel des Flurs. »Ich bin der Sohn des Hausmeisters, gnädiger Herr«, antwortete der Bursche, nahm die Pfeife aus dem Mund und trat zur Seite. »Der Sohn des Hausmeisters?« fragte K. und klopfte mit seinem Stock ungeduldig den Boden. »Wünscht der gnädige Herr etwas? Soll ich den Vater holen?« »Nein, nein«, sagte K., in seiner Stimme lag etwas Verzeihendes, als habe der Bursche etwas Böses ausgeführt, er aber verzeihe ihm. »Es ist gut«, sagte er dann und ging weiter, aber ehe er die Treppe hinaufstieg, drehte er sich noch einmal um.

Nach dem kurzen Rückblick in K.s bisheriges Leben werden die aufregenden Ereignisse des Morgens am Abend wieder aufgegriffen.

Während der Arbeit hatten sie ihn nur in den Pausen kurz beunruhigt, aber keineswegs beeinträchtigt. Deshalb will er nun auch zu Hause ihre Spuren beseitigen und in den gewohnten Alltag zurückfinden. In ihm erhält er zum Beispiel im Gegensatz zu den Wächtern auf seine klare Frage: »Wer sind Sie?« eine ebenso eindeutige Antwort: »Ich bin der Sohn des Hausmeisters«. Obwohler damit zufrieden sein könnte, bleibt K. spürbar verunsichert. Zweifellos hat sich in ihm selbst etwas verändert.

Er hätte geradewegs in sein Zimmer gehen können, aber da er mit Frau Grubach sprechen wollte, klopfte er gleich an ihre Tür an. Sie saß mit einem Strickstrumpf am Tisch, auf dem noch ein Haufen alter Strümpfe lag. K. entschuldigte sich zerstreut, daß er so spät komme, aber Frau Grubach war sehr freundlich und wollte keine Entschuldigung hören, für ihn sei sie immer zu sprechen, er wisse sehr gut, daß er ihr bester und liebster Mieter sei. K. sah sich im Zimmer um, es war wieder vollkommen in seinem alten Zustand, das Frühstücksgeschirr, das früh auf dem Tischchen beim Fenster gestanden hatte, war auch schon weggeräumt. »Frauenhände bringen doch im Stillen viel fertig«, dachte er, er hätte das Geschirr vielleicht auf der Stelle zerschlagen, aber gewiß nicht hinaustragen können. Er sah Frau Grubach mit einer gewissen Dankbarkeit an. »Warum arbeiten Sie noch so spät?« fragte er. Sie saßen nun beide am Tisch, und K. vergrub von Zeit zu Zeit seine Hand in die Strümpfe. »Es gibt viel Arbeit«, sagte sie, »während des Tages gehöre ich den Mietern; wenn ich meine Sachen in Ordnung bringen will, bleiben mir nur die Abende.« »Ich habe Ihnen heute wohl noch eine außergewöhnliche Arbeit gemacht?« »Wieso denn?« fragte sie, etwas eifriger werdend, die Arbeit ruhte in ihrem Schoße. »Ich meine die Männer, die heute früh hier waren.« »Ach so«, sagte sie und kehrte wieder in ihre Ruhe zurück, »das hat mir keine besondere Arbeit gemacht.« K. sah schweigend zu, wie sie den Strickstrumpf wieder vornahm. Sie scheint sich zu wundern, daß ich davon spreche, dachte er, sie scheint es nicht für richtig zu halten, daß ich davon spreche. Desto wichtiger ist es, daß ich es tue. Nur mit einer alten Frau kann ich davon sprechen. »Doch, Arbeit hat es gewiß gemacht«, sagte er dann, »aber es wird nicht wieder vorkommen.« »Nein, das kann nicht wieder vorkommen«, sagte sie bekräftigend und lächelte K. fast wehmütig an. »Meinen Sie das ernstlich?« fragte K. »Ja«, sagte sie leiser, »aber vor allem dürfen Sie es nicht zu schwer nehmen. Was geschieht nicht alles in der Welt! Da Sie so vertraulich mit mir reden, Herr K., kann ich Ihnen ja eingestehen, daß ich ein wenig hinter der Tür gehorcht habe und daß mir auch die beiden Wächter

einiges erzählt haben. Es handelt sich ja um Ihr Glück und das liegt mir wirklich am Herzen, mehr als mir vielleicht zusteht, denn ich bin ja bloß die Vermieterin. Nun, ich habe also einiges gehört, aber ich kann nicht sagen, daß es etwas besonders Schlimmes war. Nein. Sie sind zwar verhaftet, aber nicht so wie ein Dieb verhaftet wird. Wenn man wie ein Dieb verhaftet wird, so ist es schlimm, aber diese Verhaftung? – Es kommt mir wie etwas Gelehrtes vor, entschuldigen Sie, wenn ich etwas Dummes sage, es kommt mir wie etwas Gelehrtes vor, das ich zwar nicht verstehe, das man aber auch nicht verstehen muß.«

»Es ist gar nichts Dummes, was Sie gesagt haben, Frau Grubach, wenigstens bin auch ich zum Teil Ihrer Meinung, nur urteile ich über das Ganze noch schärfer als Sie und halte es einfach nicht einmal für etwas Gelehrtes, sondern überhaupt für nichts. Ich wurde überrumpelt, das war es. Wäre ich gleich nach dem Erwachen, ohne mich durch das Ausbleiben der Anna beirren zu lassen, aufgestanden und ohne Rücksicht auf irgendjemand, der mir in den Weg getreten wäre, zu Ihnen gegangen, hätte ich diesmal ausnahmsweise etwa in der Küche gefrühstückt, hätte mir von Ihnen die Kleidungsstücke aus meinem Zimmer bringen lassen, kurz, hätte ich vernünftig gehandelt, so wäre nichts weiter geschehen, es wäre alles, was werden wollte, erstickt worden. Man ist aber so wenig vorbereitet. In der Bank zum Beispiel bin ich vorbereitet, dort könnte mir etwas Derartiges unmöglich geschehen, ich habe dort einen eigenen Diener, das allgemeine Telephon und das Bürotelephon stehen vor mir auf dem Tisch, immerfort kommen Leute, Parteien und Beamte, außerdem aber und vor allem bin ich dort immerfort im Zusammenhang der Arbeit, daher geistesgegenwärtig, es würde mir geradezu ein Vergnügen machen, dort einer solchen Sache gegenübergestellt zu werden. Nun, es ist vorüber und ich wollte eigentlich auch gar nicht mehr darüber sprechen, nur Ihr Urteil, das Urteil einer vernünftigen Frau, wollte ich hören und bin sehr froh, daß wir darin übereinstimmen. Nun müssen Sie mir aber die Hand reichen, eine solche Übereinstimmung muß durch Handschlag bekräftigt werden.«

Ebenso ist in der Wohnung wieder alles in Ordnung. Frau Grubach begegnet ihm wie immer, und nicht sie, sondern er bringt die Vorfälle des Morgens ins Gespräch, weil sie ihn nicht mehr loslassen, weil er ihnen verhaftet bleibt. Dadurch erfährt nun der Leser aus dem Munde einer gutmütigen und einfältigen alten Frau, sozusagen von außen, etwas über die Eindrücke, die sie von dem Ganzen gewonnen hat. Zunächst ist es ganz sicher nichts Schlimmes, denn in einem juristischen Sinn hat K. bestimmt nichts Böses getan. Er wird nicht wie ein Dieb verhaftet, sondern ganz im Gegenteil, er soll an sein wahres Glück herangeführt werden, und das ist ein Vorgang, der sich im geistig-seelischen Bereich abspielt, also der einfachen Frau wie etwas Gelehrtes vorkommt, das ihren eigenen Horizont übersteigt. Weil Josef K. aber die damit verbundenen anstrengenden Anforderungen und Pflichten ahnt, weil er die unendliche Aufgabe fürchtet, zeigt er die Möglichkeiten auf, wie man sich einer derartigen Rechtfertigung und Verantwortung entziehen kann, wie er seine Verhaftung hätte verhindern sollen. Aber seine nachträglichen Lösungsempfehlungen sind ebenso anspruchlos wie vergeblich. Wer einmal von Höherem berührt worden ist, kann nicht mehr im vordergründigen gedankenlosen Alltagstrott untergehen wollen. Er kann nicht mehr im lückenlosen Zusammenhang seiner Büroarbeit, die ihn nicht einen Augenblick zur Besinnung kommen läßt, seine Erfüllung finden. Indem er aber widersinnig diese Besinnungslosigkeit gerade für Geistesgegenwart hält und dafür die Zustimmung der alten Frau einholen will, wird ihm plötzlich die Wertlosigkeit seiner Fluchtversuche bewusst. K. nimmt einen neuen Anlauf, und der zielt auf Fräulein Bürstner, die in das Umfeld der Verhaftung einbezogen war.

Ob sie mir die Hand reichen wird? Der Aufseher hat mir die Hand nicht gereicht, dachte er und sah die Frau anders als früher, prüfend an. Sie stand auf, weil auch er aufgestanden war, sie war ein wenig befangen, weil ihr nicht alles, was K. gesagt hatte, verständlich gewesen war. Infolge dieser Befangenheit sagte sie aber etwas, was sie gar nicht wollte und was auch gar nicht am Platze war: »Nehmen Sie es doch nicht so schwer, Herr K.«, sagte sie, hatte Tränen in der Stimme und vergaß natürlich auch den Handschlag. »Ich wüßte nicht, daß ich es schwer nehme«, sagte K., plötzlich ermüdet und das Wertlose aller Zustimmungen dieser Frau einsehend.

Bei der Tür fragte er noch: »Ist Fräulein Bürstner zu Hause?« »Nein«, sagte Frau Grubach und lächelte bei dieser trockenen Auskunft mit einer verspäteten vernünftigen Teilnahme. »Sie ist im Theater. Wollten Sie etwas von ihr? Soll ich ihr etwas ausrichten?« »Ach, ich wollte nur ein paar Worte mit ihr reden.« »Ich weiß

leider nicht, wann sie kommt; wenn sie im Theater ist, kommt sie gewöhnlich spät.« »Das ist ja ganz gleichgültig«, sagte K. und drehte schon den gesenkten Kopf der Tür zu, um wegzugehen, »ich wollte mich nur bei ihr entschuldigen, daß ich heute ihr Zimmer in Anspruch genommen habe.« »Das ist nicht nötig, Herr K., Sie sind zu rücksichtsvoll, das Fräulein weiß ja von gar nichts, sie war seit dem frühen Morgen noch nicht zu Hause, es ist auch schon alles in Ordnung gebracht, sehen Sie selbst.« Und sie öffnete die Tür zu Fräulein Bürstners Zimmer. »Danke, ich glaube es«, sagte K., ging dann aber doch zu der offenen Tür. Der Mond schien still in das dunkle Zimmer. Soviel man sehen konnte, war wirklich alles an seinem Platz, auch die Bluse hing nicht mehr an der Fensterklinke. Auffallend hoch schienen die Polster im Bett, sie lagen zum Teil im Mondlicht. »Das Fräulein kommt oft spät nach Hause«, sagte K. und sah Frau Grubach an, als trage sie die Verantwortung dafür. »Wie eben junge Leute sind!« sagte Frau Grubach entschuldigend. »Gewiß, gewiß«, sagte K., »es kann aber zu weit gehen.« »Das kann es«, sagte Frau Grubach, »wie sehr haben Sie recht, Herr K. Vielleicht sogar in diesem Fall. Ich will Fräulein Bürstner gewiß nicht verleumden, sie ist ein gutes, liebes Mädchen, freundlich, ordentlich, pünktlich, arbeitsam, ich schätze das alles sehr, aber eines ist wahr, sie sollte

Im Manuskript Kafkas erscheint ihr Name meist abgekürzt nur als F.B., also den Initialen seiner Verlobten Felice Bauer. Mit diesem Hinweis wird die Ernsthaftigkeit einer Beziehung zwischen Mann und Frau, wie er sie mit ihr erlebt hat, auf der Ebene der Verhaftung angedeutet. In einem Aphorismus heißt es: »Die Frau, noch schärfer ausgedrückt vielleicht, die Ehe ist der Repräsentant des Lebens, mit dem du dich auseinandersetzen sollst.« (H 118) – Obwohl K. bisher mit Fräulein Bürstner nicht viel mehr als die Grußworte gewechselt hat, drängt er nach den Vorfällen des Morgens unbedingt auf eine Begegnung. Der Anblick ihres vom Mondlicht beschienenen Zimmers, die hoch aufgerichteten Polster im Bett und die Erinnerung an ihre weiße Bluse an der Fensterklinke verraten bereits jetzt etwas von K.s Gefühlen für das offenbar liebenswerte Mädchen. Vorsichtig erfährt er einiges von Frau Grubach, gerät jedoch bei den leisesten Verdächtigungen sogleich in Zorn, nimmt Fräulein Bürstner wütend in Schutz und behauptet empört, aber wahrheitswidrig, er kenne das Fräulein sehr gut. Josef K. ist augenscheinlich verliebt. Aber wird diese Liebe den neuen Anforderungen, die nach seiner Verhaftung an ihn gestellt werden, auch standhalten?

stolzer, zurückhaltender sein. Ich habe sie in diesem Monat schon zweimal in entlegenen Straßen und immer mit einem andern Herrn gesehen. Es ist mir sehr peinlich, ich erzähle es, beim wahrhaftigen Gott, nur Ihnen, Herr K., aber es wird sich nicht vermeiden lassen, daß ich auch mit dem Fräulein selbst darüber spreche. Es ist übrigens nicht das Einzige, das sie mir verdächtig macht.« »Sie sind auf ganz falschem Weg«, sagte K. wütend und fast unfähig, es zu verbergen, »übrigens haben Sie offenbar auch meine Bemerkung über das Fräulein mißverstanden, so war es nicht gemeint. Ich warne Sie sogar aufrichtig, dem Fräulein irgendetwas zu sagen, Sie sind durchaus im Irrtum, ich kenne das Fräulein sehr gut, es ist nichts davon wahr, was Sie sagten. Übrigens, vielleicht gehe ich zu weit, ich will Sie nicht hindern, sagen Sie ihr, was Sie wollen. Gute Nacht.« »Herr K.«, sagte Frau Grubach bittend und eilte K. bis zu seiner Tür nach, die er schon geöffnet hatte, »ich will ja noch gar nicht mit dem Fräulein reden, natürlich will ich sie vorher noch weiter beobachten, nur Ihnen habe ich anvertraut, was ich wußte. Schließlich muß es doch im Sinne jedes Mieters sein, wenn man die Pension rein zu erhalten sucht, und nichts anderes ist mein Bestreben dabei.« »Die Reinheit!« rief K. noch durch die Spalte der Tür, »wenn Sie die Pension rein erhalten wollen, müssen Sie zuerst mir kündigen.« Dann schlug er die Tür zu, ein leises Klopfen beachtete er nicht mehr.

Das bisher untadelige Ansehen des besten und liebsten Mieters der Pension hat jedenfalls in ihm selbst einen unerklärlichen Schaden genommen, so dass er am Ende des Abschnitts sogar selbstanklägerisch ruft: »Wenn Sie die Pension rein erhalten wollen, müssen Sie zuerst mir kündigen.« Mit Josef K.s unbekümmerter Selbstsicherheit scheint es vorbei zu sein.

FRÄULEIN BÜRSTNER

Dagegen beschloß er, da er gar keine Lust zum Schlafen hatte, noch wachzubleiben und bei dieser Gelegenheit auch festzustellen, wann Fräulein Bürstner kommen würde. Vielleicht wäre es dann auch möglich, so unpassend es sein mochte, noch ein paar Worte mit ihr zu reden. Als er im Fenster lag und die müden Augen drückte, dachte er einen Augenblick sogar daran, Frau Grubach zu bestrafen und Fräulein Bürstner zu überreden, gemeinsam mit ihm zu kündigen. Sofort aber erschien ihm das entsetzlich übertrieben, und er hatte sogar den Verdacht gegen sich, daß er darauf ausging, die Wohnung wegen der Vorfälle am Morgen zu wechseln. Nichts wäre unsinniger und vor allem zweckloser und verächtlicher gewesen.

Als er des Hinausschauens auf die leere Straße überdrüssig geworden war, legte er sich auf das Kanapee, nachdem er die Tür zum Vorzimmer ein wenig geöffnet hatte, um jeden, der die Wohnung betrat, gleich vom Kanapee aus sehen zu können. Etwa bis elf Uhr lag er ruhig, eine Zigarre rauchend, auf dem Kanapee. Von da ab hielt er es aber nicht mehr dort aus, sondern ging ein wenig ins Vorzimmer, als könne er dadurch

die Ankunft des Fräulein Bürstner beschleunigen. Er hatte kein besonderes Verlangen nach ihr, er konnte sich nicht einmal genau erinnern, wie sie aussah, aber nun wollte er mit ihr reden und es reizte ihn, daß sie durch ihr spätes Kommen auch noch in den Abschluß dieses Tages Unruhe und Unordnung brachte. Sie war auch schuld daran, daß er heute nicht zu Abend gegessen und daß er den für heute beabsichtigten Besuch bei Elsa unterlassen hatte. Beides konnte er allerdings noch dadurch nachholen, daß er jetzt in das Weinlokal ging, in dem Elsa bedientet war. Er wollte es auch noch später nach der Unterredung mit Fräulein Bürstner tun.

Nach dem letztlich erfolglosen Gespräch mit der alten Vermieterin sucht Josef K. jetzt vor allem die Unterredung mit einer ansprechenden jungen Frau. Seine innere Unruhe läßt ihn dafür lange warten, auf das Abendessen verzichten – wie bereits am Morgen auf das Frühstück – und den Besuch bei seiner Kellnerin unterlassen. Denn durch die Verhaftung wird auch seine Beziehung zur Frau auf eine höhere Ebene gehoben. K. steht zweifellos vor einer ersten Bewährungsprobe.

Es war halb zwölf vorüber, als jemand im Treppenhaus zu hören war. K., der, seinen Gedanken hingegeben, im Vorzimmer so, als wäre es sein eigenes Zimmer, laut auf und ab ging, flüchtete hinter seine Tür. Es war Fräulein Bürstner, die gekommen war. Fröstelnd zog sie, während sie die Tür versperrte, einen seidenen Schal um ihre schmalen Schultern zusammen. Im nächsten Augenblick mußte sie in ihr Zimmer gehen, in das K. gewiß um Mitternacht nicht eindringen durfte; er mußte sie also jetzt ansprechen, hatte aber unglücklicherweise versäumt, das elektrische Licht in seinem Zimmer anzudrehen, so daß sein Vortreten aus dem dunklen Zimmer den Anschein eines Überfalls hatte und wenigstens sehr erschrecken mußte. In seiner Hilflosigkeit und da keine Zeit zu verlieren war, flüsterte er durch den Türspalt: »Fräulein Bürstner.« Es klang wie eine Bitte, nicht wie ein Anruf. »Ist jemand hier?« fragte Fräulein Bürstner und sah sich mit großen Augen um. »Ich bin es«, sagte K. und trat vor. »Ach, Herr K.!« sagte Fräulein Bürstner lächelnd. »Guten Abend«, und sie reichte ihm die Hand. »Ich wollte ein paar Worte mit Ihnen sprechen, wollen Sie mir das jetzt erlauben?« »Jetzt?« fragte Fräulein Bürstner, »muß es jetzt sein? Es ist ein wenig sonderbar, nicht?« »Ich warte seit neun Uhr auf Sie.« »Nun ja, ich war im Theater, ich wußte doch nichts von Ihnen.« »Der Anlaß für das, was ich Ihnen sagen will, hat sich erst heute ergeben.« »So, nun ich habe ja nichts Grundsätzliches dagegen, außer daß ich zum Hinfallen müde bin. Also kommen Sie auf ein paar Minuten in mein Zimmer. Hier können wir uns auf keinen Fall unterhalten, wir wecken ja alle und das wäre mir unseretwegen noch unangenehmer als der Leute wegen. Warten Sie hier, bis ich in meinem Zimmer angezündet habe, und drehen Sie dann hier das Licht ab.« K. tat so, wartete dann aber noch, bis Fräulein Bürstner ihn aus ihrem Zimmer nochmals leise aufforderte zu kommen. »Setzen Sie sich«, sagte sie und zeigte auf die Ottomane, sie selbst blieb aufrecht am Bettpfosten trotz der Müdigkeit, von der sie gesprochen hatte; nicht einmal ihren kleinen, aber mit einer Überfülle von Blumen geschmückten Hut legte sie ab. »Was wollten Sie also? Ich bin wirklich neugierig.« Sie

kreuzte leicht die Beine. »Sie werden vielleicht sagen«, begann K., »daß die Sache nicht so dringend war, um jetzt besprochen zu werden, aber – « »Einleitungen überhöre ich immer«, sagte Fräulein Bürstner. »Das erleichtert meine Aufgabe«, sagte K. »Ihr Zimmer ist heute früh, gewissermaßen durch meine Schuld, ein wenig in Unordnung gebracht worden, es geschah durch fremde Leute gegen meinen Willen und doch, wie gesagt, durch meine Schuld; dafür wollte ich um Entschuldigung bitten.« »Mein Zimmer?« fragte Fräulein Bürstner und sah statt des Zimmers K. prüfend an. »Es ist so«, sagte K., und nun sahen beide einander zum erstenmal in die Augen, »die Art und Weise, in der es geschah, ist an sich keines Wortes wert.« »Aber doch das eigentlich Interessante«, sagte Fräulein Bürstner. »Nein«, sagte K. »Nun«, sagte Fräulein Bürstner, »ich will mich nicht in Geheimnisse eindringen, bestehen Sie darauf, daß es uninteressant ist, so will ich auch nichts dagegen einwenden. Die Entschuldigung, um die Sie bitten, gebe ich Ihnen gern, besonders da ich keine Spur einer Unordnung finden kann.« Sie machte, die flachen Hände tief an die Hüften gelegt, einen Rundgang durch das Zimmer. Bei der Matte mit den Photographien blieb sie stehen. »Sehen Sie doch!« rief sie. »Meine Photographien sind wirklich durcheinandergeworfen. Das ist aber häßlich. Es ist also jemand unberechtigterweise in meinem Zimmer gewesen.« K. nickte und verfluchte im Stillen den Beamten Kammer, der seine öde, sinnlose Lebhaftigkeit niemals zähmen konnte. »Es ist sonderbar«, sagte Fräulein Bürstner, »daß ich gezwungen bin, Ihnen etwas zu verbieten, was Sie sich selbst verbieten müßten, nämlich in meiner Abwesenheit mein Zimmer zu betreten.« »Ich erklärte Ihnen doch, Fräulein«, sagte K. und ging auch zu den Photographien, »daß nicht ich es war, der sich an Ihren Photographien vergangen hat; aber da Sie mir nicht glauben, so muß ich also eingestehen, daß die Untersuchungskommission drei Bankbeamte mitgebracht hat, von denen der eine, den ich bei nächster Gelegenheit aus der Bank hinausbefördern werde, die Photographien wahrscheinlich in die Hand genommen hat. Ja, es war eine Untersuchungskommission hier«, fügte K. hinzu, da ihn das

Fräulein mit einem fragenden Blick ansah. »Ihretwegen?« fragte das Fräulein. »Ja«, antwortete K. »Nein!« rief das Fräulein und lachte. »Doch«, sagte K., »glauben Sie denn, daß ich schuldlos bin?« »Nun, schuldlos ...«, sagte das Fräulein, »ich will nicht gleich ein vielleicht folgenschweres Urteil aussprechen, auch kenne ich Sie doch nicht, es muß doch schon ein schwerer Verbrecher sein, dem man gleich eine Untersuchungskommission auf den Leib schickt. Da Sie aber doch frei sind – ich schließe wenigstens aus Ihrer Ruhe, daß Sie nicht aus dem Gefängnis entlaufen sind – so können Sie doch kein solches Verbrechen begangen haben.« »Ja«, sagte K., »aber die Untersuchungskommission kann doch eingesehen haben, daß ich unschuldig bin oder doch nicht so schuldig, wie angenommen wurde.« »Gewiß, das kann sein«, sagte Fräulein Bürstner sehr aufmerksam. »Sehen Sie«, sagte K., »Sie haben nicht viel Erfahrung in Gerichtssachen.« »Nein, das habe ich nicht«, sagte Fräulein Bürstner, »und habe es auch schon oft bedauert, denn ich möchte alles wissen, und gerade Gerichtssachen interessieren mich ungemein. Das Gericht hat eine eigentümliche Anziehungskraft, nicht? Aber ich werde in dieser Richtung meine Kenntnisse sicher vervollständigen, denn ich trete nächsten Monat als Kanzleikraft in ein Advokatenbüro ein.« »Das ist sehr gut«, sagte K., »Sie werden mir dann in meinem Prozeß ein wenig helfen können.« »Das könnte sein«, sagte Fräulein Bürstner, »warum denn nicht? Ich verwende gern meine Kenntnisse.« »Ich meine es auch im Ernst«, sagte K., »oder zumindest in dem halben Ernst, in dem Sie es meinen. Um einen Advokaten heranzuziehen, dazu ist die Sache doch zu kleinlich, aber einen Ratgeber könnte ich gut brauchen.« »Ja, aber wenn ich Ratgeber sein soll, müßte ich wissen, worum es sich handelt«, sagte Fräulein Bürstner. »Das ist eben der Haken«, sagte K., »das weiß ich selbst nicht.« »Dann haben Sie sich also einen Spaß aus mir gemacht«, sagte Fräulein Bürstner übermäßig enttäuscht, »es war höchst unnötig, sich diese späte Nachtzeit dazu auszusuchen.« Und sie ging von den Photographien weg, wo sie so lange vereinigt gestanden hatten. »Aber nein, Fräulein«, sagte K., »ich mache keinen Spaß. Daß Sie mir nicht

glauben wollen! Was ich weiß, habe ich Ihnen schon gesagt. Sogar mehr als ich weiß, denn es war gar keine Untersuchungskommission, ich nenne es so, weil ich keinen andern Namen dafür weiß. Es wurde gar nichts untersucht, ich wurde nur verhaftet, aber von einer Kommission.« Fräulein Bürstner saß auf der Ottomane und lachte wieder. »Wie war es denn?« fragte sie. »Schrecklich«, sagte K., aber er dachte jetzt gar nicht daran, sondern war ganz vom Anblick des Fräulein Bürstner ergriffen, die das Gesicht auf eine Hand stützte – der Ellbogen ruhte auf dem Kissen der Ottomane – während die andere Hand langsam die Hüfte strich. »Das ist zu allgemein«, sagte Fräulein Bürstner. »Was ist zu allgemein?« fragte K. Dann erinnerte er sich und fragte: »Soll ich Ihnen zeigen, wie es gewesen ist?« Er wollte Bewegung machen und doch nicht weggehen. »Ich bin schon müde«, sagte Fräulein Bürstner. »Sie kamen so spät«, sagte K. »Nun endet es damit, daß ich Vorwürfe bekomme, es ist auch berechtigt, denn ich hätte Sie nicht mehr hereinlassen sollen. Notwendig war es ja auch nicht, wie es sich gezeigt hat.« »Es war notwendig, das werden Sie erst jetzt sehn«, sagte K. »Darf ich das Nachttischchen von Ihrem Bett herrücken?« »Was fällt Ihnen ein?« sagte Fräulein Bürstner, »das dürfen Sie natürlich nicht!« »Dann kann ich es Ihnen nicht zeigen«, sagte K. aufgeregt, als füge man ihm dadurch einen unermesslichen Schaden zu. »Ja, wenn Sie es zur Darstellung brauchen, dann rücken Sie das Tischchen nur ruhig fort«, sagte Fräulein Bürstner und fügte nach einem Weilchen mit schwächerer Stimme hinzu: »Ich bin so müde, daß ich mehr erlaube, als gut ist.« K. stellte das Tischchen in die Mitte des Zimmers und setzte sich dahinter. »Sie müssen sich die Verteilung der Personen richtig vorstellen, es ist sehr interessant. Ich bin der Aufseher, dort auf dem Koffer sitzen zwei Wächter, bei den Photographien stehen drei junge Leute. An der Fensterklinke hängt, was ich nur nebenbei erwähne, eine weiße Bluse. Und jetzt fängt es an. Ja, ich vergesse mich. Die wichtigste Person, also ich, stehe hier vor dem Tischchen. Der Aufseher sitzt äußerst bequem, die Beine übereinandergelegt, den Arm hier über die Lehne hinunterhängend, ein Lämmel sondergleichen.

Die Tatsache, dass Fräulein Bürstner trotz der späten Stunde ihm ihr Zimmer öffnet und ihn einläßt, ist angesichts der dichterischen Bedeutung des eigenen Zimmers bei Kafka ein großer Vertrauensbeweis. Dem entspricht auch ihre grundsätzliche Haltung, umständliche Einleitungen zu überhören, und sogleich auf das Wesentliche zu drängen. Deshalb gelingt es ihm, ihr Interesse und ihre Neugierde zu wecken, denn sie ist außerordentlich wißbegierig und fühlt sich vor allem von Gerichtssachen und dem Gericht angezogen. Weil er bereits verhaftet ist, glaubt sie an seinen Wissensvorsprung und möchte sich gerne in seinen Prozeß einweihen lassen. Sie will ihm sogar helfen und seine Ratgeberin werden. Während also Fräulein Bürstner durchaus bereit ist, sich mit K. auf der höheren Ebene seines Gerichts einzulassen und auseinanderzusetzen, beruft er sich plötzlich wieder auf seine Unkenntnis. Während sie der Begegnung die nötige Tiefe zu geben vermöchte, verharrt er bei vordergründigen Äußerlichkeiten und beginnt allmählich damit zu kokettieren. Mit großem Eifer und Einsatz führt er ihr die Vorgänge des Morgens als spaßige Komödie vor, um sie zu beeindrucken und zu gewinnen. Dabei merkt er nicht einmal ihre maßlose Enttäuschung. Mit dem Schrei, der ihn bei seiner Verhaftung hätte wecken sollen, weckt er nun den Pensionsgast im Nebenzimmer und leitet damit das Ende seines Besuchs sowie sein letzliches Scheitern bei Fräulein Bürstner ein.

Und jetzt fängt es also wirklich an. Der Aufseher ruft, als ob er mich wecken müßte, er schreit geradezu, ich muß leider, wenn ich es Ihnen begreiflich machen will, auch schreien, es ist übrigens nur mein Name, den er so schreit.« Fräulein Bürstner, die lachend zuhörte, legte den Zeigefinger an den Mund, um K. am Schreien zu hindern, aber es war zu spät. K. war zu sehr in der Rolle, er rief langsam: »Josef K.!«, übrigens nicht so laut, wie er gedroht hatte, aber doch so, daß sich der Ruf, nachdem er plötzlich ausgestoßen war, erst allmählich im Zimmer zu verbreiten schien.

Da klopfte es an die Tür des Nebenzimmers einigemal, stark, kurz und regelmäßig. Fräulein Bürstner erbleichte und legte die Hand aufs Herz. K. erschrak deshalb besonders stark, weil er noch ein Weilchen ganz unfähig gewesen war, an etwas anderes zu denken als an die Vorfälle des Morgens und an das Mädchen, dem er sie vorführte. Kaum hatte er sich gefaßt, sprang er zu Fräulein Bürstner und nahm ihre Hand. »Fürchten Sie nichts«, flüsterte er, »ich werde alles in Ordnung bringen. Wer kann es aber sein? Hier nebenan ist doch nur das Wohnzimmer, in dem niemand schläft.«

»Doch«, flüsterte Fräulein Bürstner an K.s Ohr, »seit gestern schläft hier ein Neffe von Frau Grubach, ein Hauptmann. Es ist gerade kein anderes Zimmer frei. Auch ich habe es vergessen. Daß Sie so schreien mußten! Ich bin unglücklich darüber.«

»Dafür ist gar kein Grund«, sagte K. und küßte, als sie jetzt auf das Kissen zurücksank, ihre Stirn. »Weg, weg«, sagte sie und richtete sich eilig wieder auf, »gehen Sie doch, gehen Sie doch, was wollen Sie, er horcht doch an der Tür, er hört doch alles. Wie Sie mich quälen!«

»Ich gehe nicht früher«, sagte K., »als Sie ein wenig beruhigt sind. Kommen Sie in die andere Ecke des Zimmers, dort kann er uns nicht hören.« Sie ließ sich dorthin führen. »Sie überlegen nicht«, sagte er, »daß es sich zwar um eine Unannehmlichkeit für Sie handelt, aber durchaus nicht um eine Gefahr. Sie wissen, wie mich Frau Grubach, die in dieser Sache doch entscheidet, besonders da der Hauptmann ihr Neffe ist, geradezu verehrt und alles, was ich sage, unbedingt glaubt. Sie ist auch im übrigen von mir abhängig, denn sie hat eine größere Summe von mir geliehen. Jeden Ihrer Vorschläge über eine Erklärung für unser Beisammen nehme ich an, wenn es nur ein wenig zweckentsprechend ist, und verbürge mich, Frau Grubach dazu zu bringen, die Erklärung nicht nur vor der Öffentlichkeit, sondern wirklich und aufrichtig zu glauben. Mich müssen Sie dabei in keiner Weise schonen. Wollen Sie verbreitet haben, daß ich Sie überfallen habe, so wird Frau Grubach in diesem Sinne unterrichtet werden und wird es glauben, ohne das Vertrauen zu mir zu verlieren, so sehr hängt sie an mir.«

Fräulein Bürstner sah, still und ein wenig zusammengesunken, vor sich auf den Boden. »Warum sollte Frau Grubach nicht glauben, daß ich Sie überfallen habe?« fügte K. hinzu. Vor sich sah er ihr Haar, geteiltes, niedrig gebauschtes, fest zusammengehaltenes, rötliches Haar. Er glaubte, sie werde ihm den Blick zuwenden, aber sie sagte in unveränderter Haltung: »Verzeihen Sie, ich bin durch das plötzliche Klopfen so erschreckt worden, nicht so sehr durch die Folgen, die die Anwesenheit des Hauptmanns haben könnte. Es war so still nach Ihrem Schrei, und da klopfte es, deshalb bin ich so erschrocken, ich saß auch in der Nähe der Tür, es klopfte

fast neben mir. Für Ihre Vorschläge danke ich, aber ich nehme sie nicht an. Ich kann für alles, was in meinem Zimmer geschieht, die Verantwortung tragen, und zwar gegenüber jedem. Ich wundere mich, daß Sie nicht merken, was für eine Beleidigung für mich in Ihren Vorschlägen liegt, neben den guten Absichten natürlich, die ich gewiß anerkenne. Aber nun

Schon in dem Gespräch mit Frau Grubach konnte K. kaum verbergen, wie sehr er sich für Fräulein Bürstner interessierte und einsetzte. Infolgedessen entgeht ihm auch jetzt nicht die Anmut ihrer Bewegungen, wenn sie fröstelnd einen seidenen Schal um ihre schmalen Schultern zieht oder mit flach auf die Hüften gelegten Händen ihr Zimmer durchschreitet. Zweifellos beeindruckt ihn ihr Charme und zieht ihn erotisch an. Ganz von ihrem Anblick ergriffen, benutzt er die Vorfälle des Morgens nur noch als Mittel zum Zweck, um ein Liebesabenteuer einzuleiten, dem die Ernsthaftigkeit fehlt. Seine Verhaftung bedeutete aber für Fräulein Bürstner die Voraussetzung ihrer Beziehung. Für eine billige Täuschung ist sie sich zu schade. K.s Spiel verursachte das Klopfen, das sie erleichen läßt und zum Handeln zwingt.

gehen Sie, lassen Sie mich allein, ich habe es jetzt noch nötiger als früher. Aus den wenigen Minuten, um die Sie gebeten haben, ist nun eine halbe Stunde und mehr geworden.« K. faßte sie bei der Hand und dann beim Handgelenk: »Sie sind mir aber nicht böse?« sagte er. Sie streifte seine Hand ab und antwortete: »Nein, nein, ich bin niemals und niemandem böse.« Er faßte wieder nach ihrem Handgelenk, sie duldet es jetzt und führte ihn so zur Tür. Er war fest entschlossen, wegzugehen. Aber vor der Tür, als hätte er nicht erwartet, hier eine Tür zu finden, stockte er, diesen Augenblick benützte Fräulein Bürstner, sich loszumachen, die Tür zu öffnen, ins Vorzimmer zu schlüpfen und von dort aus K. leise zu sagen: »Nun kommen Sie doch, bitte. Sehen Sie« – sie zeigte auf die Tür des Hauptmanns,

unter der ein Lichtschein hervorkam – »er hat angezündet und unterhält sich über uns.« »Ich komme schon«, sagte K., lief vor, faßte sie, küßte sie auf den Mund und dann über das ganze Gesicht, wie ein durstiges Tier mit der Zunge über das endlich gefundene Quellwasser hinjagt. Schließlich küßte er sie auf den Hals, wo die Gurgel ist, und dort ließ er die Lippen lange liegen. Ein Geräusch aus dem Zimmer des Hauptmanns ließ ihn aufschauen. »Jetzt werde ich gehen«, sagte er, er wollte Fräulein Bürstner beim Taufnamen nennen, wußte ihn aber

nicht. Sie nickte müde, überließ ihm, schon halb abgewendet, die Hand zum Küssen, als wisse sie nichts davon, und ging gebückt in ihr Zimmer. Kurz darauf lag K. in seinem Bett. Er schlief sehr bald ein, vor dem Einschlafen dachte er noch ein Weilchen über sein Verhalten nach, er war damit zufrieden, wunderte sich aber, daß er nicht noch zufriedener war; wegen des Hauptmanns machte er sich für Fräulein Bürstner ernstliche Sorgen.

Nach diesem Wendepunkt ist Fräulein Bürstner nur noch darauf bedacht, ihren von nun an quälend lästigen Besuch loszuwerden. Sie hat ihr Ziel erreicht, als es ihr gelingt, ihn aus ihrem eigenen Zimmer ins Vorzimmer abzudrängen. Innerlich nicht mehr betroffen, lässt sie äußerlich alles teilnahmslos über sich ergehen, um danach mit dem unerfreulichen und enttäuschenden Erlebnis belastet, wieder allein und gebückt in ihr Zimmer zurückzukehren.

Josef K. aber ist ganz in die Rolle des Kavaliers geschlüpft, der wichtigtuerisch und schwatzhaft alles zerredet, zu allem fähig und bereit ist, um Eindruck zu machen und Erfolg zu haben. Schrittweise steigert er seine Annäherungen und Liebkosungen, die ohne jegliche Erwiderung bleiben, um schließlich wie ein durstiges Tier über Fräulein Bürstner herzufallen, die sich längst von ihm abgewandt hat. Wenn sich K. später in seinem Bett darüber wundert, nicht noch zufriedener zu sein, dann deutet sich darin behutsam an, dass sein scheinbarer Erfolg in bedeutungslosen Äußerlichkeiten zerrennen ist. Der nächste Schritt muss darin bestehen, ihm das bewusst werden zu lassen.

DIE FREUNDIN DES FRÄULEIN BÜRSTNER

In der nächsten Zeit war es K. unmöglich, mit Fräulein Bürstner auch nur einige wenige Worte zu sprechen. Er versuchte auf die verschiedenste Weise, an sie heranzukommen, sie aber wußte es immer zu verhindern. Er kam gleich nach dem Büro nach Hause, blieb in seinem Zimmer, ohne das Licht anzudrehen, auf dem Kanapee sitzen und beschäftigte sich mit nichts anderem, als das Vorzimmer zu beobachten. Ging etwa das Dienstmädchen vorbei und schloß die Tür des scheinbar leeren Zimmers, so stand er nach einem Weilchen auf und öffnete sie wieder. Des Morgens stand er um eine Stunde früher auf als sonst, um vielleicht Fräulein Bürstner allein treffen zu können, wenn sie ins Büro ging. Aber keiner dieser Versuche gelang. Dann schrieb er ihr einen Brief sowohl ins Büro als auch in die Wohnung, suchte darin nochmals sein Verhalten zu rechtfertigen, bot sich zu jeder Genugtuung an, versprach, niemals die Grenzen zu überschreiten, die sie ihm setzen würde, und bat nur, ihm die Möglichkeit zu geben, einmal mit ihr zu sprechen, besonders da er auch bei Frau Grubach nichts veranlassen könne, solange er sich nicht vorher mit ihr beraten habe, schließlich teilte er ihr mit, daß er den nächsten Sonntag während des ganzen Tages in seinem Zimmer auf ein Zeichen von ihr warten werde, das ihm die Erfüllung seiner Bitte in Aussicht stellen oder das ihm wenigstens erklären solle, warum sie die Bitte nicht erfüllen könne, obwohl er doch versprochen habe, sich in allem ihr zu fügen. Die Briefe kamen nicht zurück, aber es erfolgte auch keine Antwort. Dagegen gab es Sonntag ein Zeichen, dessen Deutlichkeit genügend war. Gleich früh bemerkte K. durch das Schlüsselloch eine besondere Bewegung im Vorzimmer, die sich bald aufklärte. Eine Lehrerin des Französischen, sie war übrigens eine Deutsche und hieß Montag, ein schwaches, blasses, ein wenig hinkendes Mädchen, das bisher ein eigenes Zimmer bewohnt hatte, übersiedelte in das Zimmer des Fräulein Bürstner. Stundenlang sah man sie durch das Vorzimmer schlürfen. Immer war noch ein Wäschestück oder ein Deckchen oder

ein Buch vergessen, das besonders geholt und in die neue Wohnung hinübergetragen werden mußte.

Als Frau Grubach K. das Frühstück brachte – sie überließ, seitdem sie K. so erzürnt hatte, auch nicht die geringste Bedienung dem Dienstmädchen –, konnte sich K. nicht zurückhalten, sie zum erstenmal seit fünf Tagen anzusprechen. »Warum ist denn heute ein solcher Lärm im Vorzimmer?« fragte er, während er den Kaffee eingoß, »könnte das nicht eingestellt werden? Muß denn gerade am Sonntag aufgeräumt werden?« Obwohl K. nicht zu Frau Grubach aufsaß, bemerkte er doch, daß sie, wie erleichtert, aufatmete. Selbst diese strengen Fragen K.s faßte sie als Verzeihung oder als Beginn der Verzeihung auf. »Es wird nicht aufgeräumt, Herr K.«, sagte sie, »Fräulein Montag übersiedelt nur

zu Fräulein Bürstner und schafft ihre Sachen hinüber.« Sie sagte nichts weiter, sondern wartete, wie K. es aufnehmen und ob er ihr gestatten würde, weiterzureden. K. stellte sie aber auf die Probe, rührte nachdenklich den Kaffee mit dem Löffel und schwieg. Dann sah er zu ihr auf und sagte: »Haben Sie schon Ihren früheren Verdacht wegen Fräulein Bürstner aufgegeben?« »Herr K.«, rief Frau Grubach, die nur auf diese Frage gewartet hatte, und hielt K. ihre gefalteten Hände hin. »Sie haben eine gelegentliche Bemerkung letzthin so schwer genommen. Ich habe ja nicht im entferntesten daran gedacht, Sie oder irgendjemand zu kränken. Sie kennen mich doch schon lange genug, Herr K., um davon überzeugt sein zu können. Sie wissen gar nicht, wie ich die letzten Tage gelitten habe! Ich sollte meine Mieter verleumden! Und Sie, Herr K., glaubten es!

In der Erstausgabe taucht dieses Kapitel erst im zweiten Drittel des Romans auf, obwohl sich das Geschehen am ersten Sonntag nach der Verhaftung ereignet, denn »zum erstenmal nach fünf Tagen« spricht K. Frau Grubach wieder an. Sowohl die völlige Beziehungslosigkeit zum unmittelbaren Kontext als auch die unübersehbaren Widersprüche zu anderen Zeitangaben haben die Herausgeber der Kritischen Ausgabe veranlasst, das Kapitel aus dem bisherigen Handlungsgeschehen herauszunehmen und in den Anhang zu verbannen. Die Begründung, es sei unvollendet, ist jedoch ganz sicher falsch. An seinem richtigen Platz ist das Kapitel sogar die Voraussetzung für die »Erste Untersuchung«, die unzweifelhaft am zweiten Sonntag nach der Verhaftung stattfindet.

Und sagten, ich solle Ihnen kündigen! Ihnen kündigen!« Der letzte Ausruf erstickte schon unter Tränen, sie hob die Schürze zum Gesicht und schluchzte laut.

»Weinen Sie doch nicht, Frau Grubach«, sagte K. und sah zum Fenster hinaus, er dachte nur an Fräulein Bürstner und daran, daß sie ein fremdes Mädchen in ihr Zimmer aufgenommen hatte. »Weinen Sie doch nicht«, sagte er nochmals, als er sich ins Zimmer zurückwandte und Frau Grubach noch immer weinte. »Es war ja damals auch von mir nicht so schlimm gemeint. Wir haben eben einander gegenseitig mißverstanden. Das kann auch alten Freunden einmal geschehen.« Frau Grubach rückte die Schürze unter die Augen, um zu sehen, ob K. wirklich versöhnt sei. »Nun ja, es ist so«, sagte K. und wagte nun, da, nach dem Verhalten der Frau Grubach zu schließen, der Hauptmann nichts verraten hatte, noch hinzuzufügen: »Glauben Sie denn wirklich, daß ich mich wegen eines fremden Mädchens mit Ihnen verfeinden könnte?« »Das ist es ja eben, Herr K.«, sagte Frau Grubach, es war ihr Unglück, daß sie, sobald sie sich nur irgendwie freier fühlte, gleich etwas Ungeschicktes sagte. »Ich fragte mich immerfort: Warum nimmt sich Herr K. so sehr des Fräulein Bürstner an? Warum zankt er ihretwegen mit mir, obwohl er weiß, daß mir jedes böse Wort von ihm den Schlaf nimmt? Ich habe ja über das Fräulein nichts anderes gesagt, als was ich mit eigenen Augen gesehen habe.« K. sagte dazu nichts, er hätte sie mit dem ersten Wort aus dem Zimmer jagen müssen, und das wollte er nicht. Er begnügte sich damit, den Kaffee zu trinken und Frau Grubach ihre Überflüssigkeit fühlen zu lassen. Draußen hörte man wieder den schleppenden Schritt des Fräulein Montag, welche das ganze Vorzimmer durchquerte. »Hören Sie es?« fragte K. und zeigte mit der Hand nach der Tür. »Ja«, sagte Frau Grubach und seufzte, »ich wollte ihr helfen und auch vom Dienstmädchen helfen lassen, aber sie ist eigensinnig, sie will alles selbst übersiedeln. Ich wundere mich über Fräulein Bürstner. Mir ist es oft lästig, daß ich Fräulein Montag in Miete habe, Fräulein Bürstner aber nimmt sie sogar zu sich ins Zimmer.« »Das muß Sie gar nicht kümmern«, sagte K. und zerdrückte die

Zuckerreste in der Tasse. »Haben Sie denn dadurch einen Schaden?« »Nein«, sagte Frau Grubach, »an und für sich ist es mir ganz willkommen, ich bekomme dadurch ein Zimmer frei und kann dort meinen Neffen, den Hauptmann, unterbringen. Ich fürchtete schon längst, daß er Sie in den letzten Tagen, während derer ich ihn nebenan im Wohnzimmer wohnen lassen mußte, gestört haben könnte. Er nimmt nicht viel Rücksicht.« »Was für Einfälle!« sagte K. und stand auf, »davon ist ja keine Rede. Sie scheinen mich wohl für überempfindlich zu halten, weil ich diese Wanderungen des Fräulein Montag – jetzt geht sie wieder zurück – nicht vertragen kann.« Frau Grubach kam sich recht machtlos vor. »Soll ich, Herr K., sagen, daß sie den restlichen Teil der Übersiedelung aufschieben soll? Wenn Sie wollen, tue ich es sofort.« »Aber sie soll doch zu Fräulein Bürstner übersiedeln!« sagte K. »Ja«, sagte Frau Grubach, sie verstand nicht ganz, was K. meinte. »Nun also«, sagte K., »dann muß sie doch ihre Sachen hinübertragen.« Frau Grubach nickte nur. Diese stumme Hilflosigkeit, die äußerlich nicht anders aussah als Trotz, reizte K. noch mehr. Er fing an, im Zimmer vom Fenster zur Tür auf und ab zu gehen und nahm dadurch Frau Grubach die Möglichkeit, sich zu entfernen, was sie sonst wahrscheinlich getan hätte.

Gerade war K. einmal wieder bis zur Tür gekommen, als es klopfte. Es war das Dienstmädchen, welches meldete, daß Fräulein Montag gern mit Herrn K. ein paar Worte sprechen möchte und daß sie ihn deshalb bitte, ins Eßzimmer zu kommen, wo sie ihn erwarte. K. hörte das Dienstmädchen nachdenklich an, dann wandte er sich mit einem fast höhnischen Blick nach der erschrockenen Frau Grubach um. Dieser Blick schien zu sagen, daß K. diese Einladung des Fräulein Montag schon längst vorausgesehen habe und daß sie auch sehr gut mit der Quälerei zusammenpasse, die er diesen Sonntagvormittag von den Mietern der Frau Grubach erfahren mußte. Er schickte das Dienstmädchen zurück mit der Antwort, daß er sofort komme, ging dann zum Kleiderkasten, um den Rock zu wechseln und hatte als Antwort für Frau Grubach, welche leise über die lästige Person jammerte, nur die Bitte, sie möge das

Nach seinem ersten Besuch bei Fräulein Bürstner, der für beide unterschiedlich, ja gegensätzlich endete, verbringt K. seine gesamte Freizeit damit, eine Wiederbegegnung herbeizuführen. Er steht früher auf und kommt früher nach Haus, um seine Chancen zu verbessern. Er schreibt Briefe und Bitten, um zu guter Letzt nur noch hilflos und untätig zu warten. Die Initiative des Handelns ist ausschließlich Fräulein Bürstner übertragen. Da sie überzeugt ist, K. abweisen zu müssen, gelingt es ihrer Charakter- und Willensstärke sich seinen Blicken zu entziehen. Stattdessen setzt sie ein deutliches Zeichen, indem sie eine Freundin in ihr eigenes Zimmer aufnimmt, die bildlich ihr Alter ego verkörpert, das K. vernachlässigt hat, aber gerade dadurch besonders dazu geeignet ist, ihm sein Versagen vorzuwerfen und bewusst zu machen. Wenn K. mit ungunen Gefühlen dieser Begegnung entgegenseht und wieder einmal auf sein Frühstück verzichtet, bedeutet das einen deutlichen Hinweis auf die Ernsthaftigkeit der zu erwartenden Auseinandersetzung.

Frühstücksgeschirr schon forttragen. »Sie haben ja fast nichts angerührt«, sagte Frau Grubach. »Ach, tragen Sie es doch weg!« rief K., es war ihm, als sei irgendwie allem Fräulein Montag beigemischt und mache es widerwärtig.

Als er durch das Vorzimmer ging, sah er nach der geschlossenen Tür von Fräulein Bürstners Zimmer. Aber er war nicht dorthin eingeladen, sondern in das Eßzimmer, dessen Tür er aufriß, ohne zu klopfen. Es war ein sehr langes, aber schmales, einfenstriges Zimmer. Es war dort nur so viel Platz vorhanden, daß man in den Ecken an der Türseite zwei Schränke schief hatte aufstellen können, während der übrige Raum vollständig von dem langen Speisetisch eingenommen war, der in der Nähe der Tür begann und bis knapp zum gro-

ßen Fenster reichte, welches dadurch fast unzugänglich geworden war. Der Tisch war bereits gedeckt, und zwar für viele Personen, da am Sonntag fast alle Mieter hier zu Mittag aßen.

Als K. eintrat, kam Fräulein Montag vom Fenster her an der einen Seite des Tisches entlang K. entgegen. Sie grüßten einander stumm. Dann sagte Fräulein Montag, wie immer den Kopf ungewöhnlich aufgerichtet: »Ich weiß nicht, ob Sie mich kennen.« K. sah sie mit zusammengezogenen Augen an. »Gewiß«, sagte er, »Sie wohnen doch schon längere Zeit bei Frau Grubach.« »Sie kümmern sich aber, wie ich glaube, nicht viel um die Pension«, sagte Fräulein Montag. »Nein«, sagte K. »Wollen

Sie sich nicht setzen?« sagte Fräulein Montag. Sie zogen beide schweigend zwei Sessel am äußersten Ende des Tisches hervor und setzten sich einander gegenüber. Aber Fräulein Montag stand gleich wieder auf, denn sie hatte ihr Handtäschchen auf dem Fensterbrett liegengelassen und ging es holen; sie schleifte durch das ganze Zimmer. Als sie, das Handtäschchen leicht schwenkend, wieder zurückkam, sagte sie: »Ich möchte nur im Auftrag meiner Freundin ein paar Worte mit Ihnen sprechen. Sie wollte selbst kommen, aber sie fühlt sich heute ein wenig unwohl. Sie möchten sie entschuldigen und mich statt ihrer anhören. Sie hätte Ihnen auch nichts anderes sagen können, als ich Ihnen sagen werde. Im Gegenteil, ich glaube, ich kann Ihnen sogar mehr sagen, da ich doch verhältnismäßig unbeteiligt bin. Glauben Sie nicht auch?«

»Was wäre denn zu sagen?« antwortete K., der dessen müde war, die Augen des Fräulein Montag fortwährend auf seine Lippe gerichtet zu sehen. Sie maßte sich dadurch eine Herrschaft schon darüber an, was er erst sagen wollte. »Fräulein Bürstner will mir offenbar die persönliche Aussprache, um die ich sie gebeten habe, nicht bewilligen.« »Das ist es«, sagte Fräulein Montag, »oder vielmehr, so ist es gar nicht, Sie drücken es sonderbar scharf aus. Im allgemeinen werden doch Aussprachen weder bewilligt, noch geschieht das Gegenteil. Aber es kann geschehen, daß man Aussprachen für unnötig hält, und so ist es eben hier. Jetzt, nach Ihrer Bemerkung, kann ich ja offen reden. Sie haben meine Freundin schriftlich oder mündlich um eine Unterredung gebeten. Nun weiß aber meine Freundin, so muß ich wenigstens annehmen, was diese Unterredung betreffen soll, und ist deshalb aus Gründen, die ich nicht kenne, überzeugt, daß es niemandem Nutzen bringen würde, wenn die Unterredung wirklich zustande käme. Im übrigen erzählte sie mir erst gestern und nur ganz flüchtig davon, sie sagte hierbei, daß auch Ihnen jedenfalls nicht viel an der Unterredung liegen könne, denn Sie wären nur durch einen Zufall auf einen derartigen Gedanken gekommen und würden selbst auch ohne besondere Erklärung, wenn nicht schon jetzt, so doch sehr bald die Sinnlosigkeit des Ganzen

Im Gegensatz zu der unangezweifelten Attraktivität von Fräulein Bürstner wird Fräulein Montag als schwach, blass und ein wenig hinkend beschrieben. Doch dieses biblische Attribut, das Kafka öfter verwendet, unterstreicht hier wohl ihre Bedeutung als Sprachlehrerin, die »wie immer den Kopf ungewöhnlich aufgerichtet« hält. Tatsächlich erteilt sie K. im Auftrag ihrer Freundin eine regelrechte Lektion: Sein Besuch sei ein flüchtiger Zufall gewesen, der eine Aussprache unnötig erscheinen lasse, weil das Ganze sinnlos gewesen sei. Bei einer gewissenhaften Selbstprüfung müsse K. das auch aus eigener Kraft über kurz oder lang einsehen können.

erkennen. Ich antwortete darauf, daß das richtig sein mag, daß ich es aber zur vollständigen Klarstellung doch für vorteilhaft hielte, Ihnen eine ausdrückliche Antwort zukommen zu lassen. Ich bot mich an, diese Aufgabe zu übernehmen, nach einigem Zögern gab meine Freundin mir nach. Ich hoffe, nun aber auch in Ihrem Sinne gehandelt zu haben; denn selbst die kleinste Unsicherheit in der geringfügigsten Sache ist doch immer quälend, und wenn man sie, wie in diesem Falle, leicht beseitigen kann, so soll es doch besser sofort geschehen.« »Ich danke Ihnen«, sagte K. sofort, stand langsam auf, sah Fräulein Montag an, dann über den Tisch hin, dann

aus dem Fenster – das gegenüberliegende Haus stand in der Sonne – und ging zur Tür. Fräulein Montag folgte ihm ein paar Schritte, als vertraue sie ihm nicht ganz. Vor der Tür mußten aber beide zurückweichen, denn sie öffnete sich, und der Hauptmann Lanz trat ein. K. sah ihn zum erstenmal aus der Nähe. Es war ein großer, etwa vierzigjähriger Mann mit braungebranntem, fleischigem Gesicht. Er machte eine leichte Verbeugung, die auch K. galt, ging dann zu Fräulein Montag und küßte ihr ehrerbietig die Hand. Er war sehr gewandt in seinen Bewegungen. Seine Höflichkeit gegen Fräulein Montag stach auffallend von der Behandlung ab, die sie von K. erfahren hatte. Trotzdem schien Fräulein Montag K. nicht böse zu sein, denn sie wollte ihn sogar, wie K. zu bemerken glaubte, dem Hauptmann vorstellen. Aber K. wollte nicht vorgestellt werden, er wäre nicht imstande gewesen, weder dem Hauptmann noch Fräulein Montag gegenüber irgendwie freundlich zu sein, der Handkuß hatte sie für ihn zu einer Gruppe verbunden, die ihn unter dem Anschein äußerster Harmlosigkeit und Uneigennützigkeit von

Fräulein Bürstner abhalten wollte. K. glaubte jedoch, nicht nur das zu erkennen, er erkannte auch, daß Fräulein Montag ein gutes, allerdings zweischneidiges Mittel gewählt hatte. Sie übertrieb die Bedeutung der Beziehung zwischen Fräulein Bürstner und K., sie übertrieb vor allem die Bedeutung der erbetenen Aussprache und versuchte, es gleichzeitig so zu wenden, als ob es K. sei, der alles übertreibe. Sie sollte sich täuschen, K. wollte nichts übertreiben, er wußte, daß Fräulein Bürstner ein kleines Schreibmaschinenfräulein war, das ihm nicht lange Widerstand leisten sollte. Hierbei zog er absichtlich gar nicht

in Berechnung, was er von Frau Grubach über Fräulein Bürstner erfahren hatte. Das alles überlegte er, während er kaum grüßend das Zimmer verließ. Er wollte gleich in sein Zimmer gehen, aber ein kleines Lachen des Fräulein Montag, das er hinter sich aus dem Eßzimmer hörte, brachte ihn auf den Gedanken, daß er vielleicht beiden, dem Hauptmann wie Fräulein Montag, eine Überraschung bereiten könnte. Er sah sich um und horchte, ob aus irgendeinem der umliegenden Zimmer eine Störung zu erwarten wäre, es war überall still, nur die Unterhaltung aus dem Eßzimmer war zu hören und aus dem Gang, der zur Küche führte, die Stimme der Frau Grubach. Die Gelegenheit schien günstig, K. ging zur Tür von Fräulein Bürstners Zimmer und klopfte leise. Da sich nichts rührte, klopfte er nochmals, aber es erfolgte noch immer keine Antwort. Schließ sie? Oder war sie wirklich unwohl? Oder verleugnete sie sich nur deshalb, weil sie ahnte, daß es nur K. sein konnte, der so leise klopfte? K. nahm an, daß sie sich verleugnete, und klopfte stärker, öffnete schließlich, da das Klopfen keinen Erfolg hatte, vorsichtig und nicht ohne das Gefühl,

Seine Abweisung durch Fräulein Bürstner gründet in der Überzeugung Kafkas, dass sinnliches Begehren allein nicht ausreicht, eine menschenwürdige und tragfähige Beziehung einzugehen. Mit seiner Verhaftung war K. aber gerade diese Verantwortung auferlegt worden. Indem er sie zugunsten einer Liebeständelei leichtfertig verdrängt, muss er bei einer anspruchsvolleren Frau scheitern. Der Hauptmann, der durch sein Klopfen aus dem Nebenzimmer Fräulein Bürstner zur Besinnung gebracht hatte, und Fräulein Montag, ihre Freundin, die nun K. belehrt hatte, verschmelzen für ihn zu einem Ausdruck seiner Niederlage.

Wenn er sich aus Trotz noch einmal dagegen aufbäumt und einfach in das ihm verweigerte Zimmer eindringt, entspricht es der Logik der dichterischen Bildersprache Kafkas, dass dieser Versuch buchstäblich ins Leere stößt. Entscheidend ist dabei jedoch das ungute Gefühl K.s, »etwas Unrechtes und überdies Nutzloses zu tun«. Erstmals wird ihm jetzt ein Schuldgefühl bewußt, wie es bei seiner Verhaftung angesprochen worden ist. Wenn er damit belastet am Ende des Kapitels freiwillig in sein eigenes Zimmer zur Selbstbesinnung eilt, ist er wieder auf dem Weg zu seinem Prozess, den der Verliebte für kurze Zeit aus seinem Bewusstsein verdrängen konnte. Die Einsicht in sein schuldhaftes Versagen wird – wie bereits angedeutet – zur Voraussetzung für den Beginn des Kapitels »Erste Untersuchung«.

etwas Unrechtes und überdies Nutzloses zu tun, die Tür. Im Zimmer war niemand. Es erinnerte übrigens kaum mehr an das Zimmer, wie es K. gekannt hatte. An der Wand waren nun zwei Betten hintereinander aufgestellt, drei Sessel in der Nähe der Tür waren mit Kleidern und Wäsche überhäuft, ein Schrank stand offen. Fräulein Bürstner war wahrscheinlich fortgegangen, während Fräulein Montag im Eßzimmer auf K. eingeredet hatte. K. war dadurch nicht sehr bestürzt, er hatte kaum mehr erwartet, Fräulein Bürstner so leicht zu treffen, er hatte diesen Versuch fast nur aus Trotz gegen Fräulein Montag gemacht. Um so peinlicher war es ihm aber, als er, während er die Tür wieder schloß, in der offenen Tür des Eßzimmers Fräulein Montag und den Hauptmann sich unterhalten sah. Sie standen dort vielleicht schon, seitdem K. die Tür geöffnet hatte, sie vermieden jeden Anschein, als ob sie K. etwa beobachteten, sie unterhielten sich leise und verfolgten K.s Bewegungen mit den Blicken nur so, wie man während eines Gespräches zerstreut umherblickt. Aber auf K. lagen diese Blicke doch schwer, er beeilte sich, an der Wand entlang in sein Zimmer zu kommen.

Die beiden Kapitel »Fräulein Bürstner« und » Die Freundin des Fräulein Bürstner« runden sich wie zwei Hälften derselben Kugel zu einem großartigen Ganzen ab. Inhaltlich als auch formal gehören sie als künstlerischer Organismus zusammen und bilden nur gemeinsam eine in sich geschlossene Episode des Geschehens. Die dichterische Bildersprache Kafkas läßt keinen Zweifel daran, dass beide Kapitel vollendet und in der Kapitelfolge des Romans eindeutig einzuordnen sind. Nach der Verhaftung hatte das kurze Liebes-Intermezzo K.s gesamte Freizeit vollständig beansprucht und von seinen anderen Problemen vordergründig abgelenkt. Jetzt verschafft ihm das von ihm selbst verschuldete Scheitern wieder die Zeit, darüber nachzudenken, und mündet dadurch zwangsläufig in seinen Prozess zurück.